Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Dreiundzwanzigster Jahrgang

Nr. 35 — **Marburg i. H., den 26. August** — **1909**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3.15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Religiöse Gewißheit. Zweite Hälfte — Landpfarramt, Bauerntum und Volkstum — Aus Ruskins innerem Leben. Erste Hälfte — Ein überflüssig gewordenes Vorwort? Zu unsern Nordschleswig-Artikeln — Verschiedenes: Der Entwicklungsgedanke und das Christentum (Beth); Die türkische Regierung über Adana; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Religiöse Gewißheit

10

Es handelte sich uns um die Gewißheit von einer dem irdischen Tatsachenzusammenhang überlegenen Wirklichkeit, in der wir uns völlig geborgen wissen können, also um den lebendigen Gott. Solche Gewißheit muß aber, wenn sie wirklich Gewißheit ist, immer die Form von deutlichen Gedanken annehmen können. „Die Gewißheit unsrer Erkenntnis hängt immer an der Einsicht, daß wir notwendig so denken müssen." Das gilt von der Logik gerade so wie von der Religion. Darum ist eine der ersten Forderungen in der wissenschaftlichen Selbstbesinnung unsrer Zeit, wenn wir aus den erdrückenden Relativitäten herauskommen wollen, daß wir, ehe wir zur Behauptung der Selbständigkeit der Religion kommen, zuerst einmal uns wieder ernstlich um die Selbständigkeit des geistigen Lebens überhaupt mehr kümmern. Das bedeutet nichts Anderes als die Forderung ernstlicher Beschäftigung mit der Philosophie und zwar mit der Phänomenologie und Ontologie des Geistes. Es ist eine ganz kuriose Erscheinung, mit welcher Selbstverständlichkeit die Wesenhaftigkeit des Geistes garnicht mitgezählt wird. Wie in der köstlichen Geschichte von den sieben Schwaben, wo das Auszählen immer nicht stimmen wollte, weil der erste anfing: Das bin ich, 1—2—3—4—5—6 — und darum nie zur 7 kam.

Hier müßten also zunächst derartige Untersuchungen über die Ontologie des Geistes angestellt werden. Aber es ist klar, daß wir darauf hier nicht weiter eingehen können. Die Linie kann nur angedeutet werden. Die unleugbare Gebundenheit des Seelischen an das körperliche Leben geben wir dabei ruhig zu. Sie ändert an der Selbständigkeit des Geistes nichts, sobald wir der Ueberlegenheit des Geistes bei aller Gehirnbedingtheit gewiß sein können. Mit Beweisen ist hier freilich nichts auszurichten, schon darum, weil uns immer nur ein winziger Ausschnitt des Weltlebens vorliegt. Aber ich weiß nicht, wie ein Mensch, der inmitten unsrer Kultur, sei es auch nur der rein technischen Kultur, mit wachem Bewußtsein lebt, sich des Eindrucks erwehren kann, wie sehr der Gedanke den bloßen Tatsachen überlegen ist. Was wir an Gegenständen um uns her sehen, samt dem Hause, das uns beherbergt, alles redet von dem Primat des Gedankens; jede neue Eisenkonstruktion ist eine neue Predigt von der herrlichen Herrschaft einer überlegenen geistigen Wirklichkeit über die bloßen Tatsachen. Was ist es denn, das diese Massen bändigt, dieses Heer von Schienen und Schrauben zum striktesten Gehorsam zwingt? „Machet sie euch untertan und herrschet über sie" — dies alte Wort hat erstaunliche Erfüllung gefunden und findet sie noch jeden Tag! Es macht garnichts aus, ob im übrigen die plumpe Tatsächlichkeit blind ihren Weg geht — es genügt, wenn an einer einzigen Stelle des Weltalls der Primat des Gedankens, des Geistes unwidersprechlich klar wird. Durch diese eine, wenn auch noch so schmale Bresche sehen wir in unendliche Möglichkeiten und ahnen eine absolute Herrschaft des Geistes, weil seine ganze Art Herrscherart ist.

11

Wir haben dabei absichtlich nur von der technischen Kultur gesprochen. Aber die Ahnung von einem der bloßen Tatsächlichkeit überlegenen geistigen Zusammenhange wird noch erheblich gestärkt durch die Erlebnisse von der Herrschaft des sittlichen Geistes über den schrecklichen Rattenkönig der natürlichen Triebe. Und vor allem dadurch, daß wir an uns selber den Primat der sittlichen Forderung über das natürliche Leben erleben. Jeder Mensch, der im sittlichen Erlebnis, in der sittlichen Arbeit an sich selbst steht, leistet ja damit nicht nur einen Beitrag zu diesem Primat des sittlichen Gedankens, zur Ueberlegenheit des geistigen Wesens, sondern erlebt in dem sittlichen Tun seine eigene Zugehörigkeit zu einem andern naturüberlegenen Zusammenhange, der zunächst ganz problematisch sein mußte. Sehen wir in der bloß technischen Kultur der Herrschaft des klaren Gedankens gewissermaßen als unbeteiligte Zuschauer von ferne zu, einen mächtigen Zusammenhang ahnend, aus dem diese herrliche Ueberlegenheit in die Wüste der Tatsachenherrschaft hineintropft, so werden wir in der sittlichen Kultur, im sittlichen Kampf und Siege unmittelbare Teilhaber an dieser herrlichen Wirklichkeit, wir sind eingeschaltet in diesen mächtigen Strom, der durch dies Menschendasein hindurchgeht, ohne daß die Menschen ein besonderes Organ dafür hätten, so wenig wie für die Elektrizität. Wer aber in diesem sittlichen Erleben steht, in diesem Ueberwinden und Ueberlegenwerden, der braucht nicht mehr nach Beweisen zu fragen, es ist ihm unmittelbar gewiß, daß der Zusammenhang, in den ihn sein körperliches Dasein weist, nicht der einzige ist, in dem er steht. „Das, wodurch der Geistescharakter des Menschen offenbar wird, ist das unbedingte Gebieten der Imperative: eben dies ist der Fremdling im Naturgetriebe."*) Eben dies Fremde weist aber doch auf Etwas hin, das supra naturam**) liegt. Man soll es sich doch ja überlegen, wenn man von einer entschlossenen Abkehr von allem Transszendenten redet. Der Mensch kann ja seine menschliche Würde nicht aufrecht erhalten, ohne supra naturam hinauszukommen im sittlichen Handeln.

12

An das sittliche Erlebnis im Menschen hat nun der jüngst heimgegangene Gustav Claß Beobachtungen angeknüpft, die sich direkt in unsern Gedankengang einreihen. Wenn an den Menschen eine sittliche Forderung ergangen ist und er erkennt ihr Recht an und fühlt sich diesem Gebot verpflichtet,

*) Gustav Claß, Die Realität der Gottesidee S. 38. (München, Beck 1904. 99 S. 2 Mk.)

**) Ueber die Natur hinaus. D H

.... dennoch steht der Mensch gleichsam einen Augenblick still und fragt, ob er die Forderung wohl ausführen kann. Am Wollen fehlt es nicht, aber bei der menschlichen Schwäche am Können. Da ist es, als ob eine leise Stimme sagte: Es wird gehen! Sie ist bei aller Unscheinbarkeit ebenso kategorisch wie der Imperativ, ebenso von dem ... Nimbus höherer Autorität umgeben, ganz eigentlich ein kategorischer Indikativ. Sie unterscheidet sich wesentlich von den andern Stimmen, die bei einer solchen Gelegenheit sagen: Es wird schon gehen. Ueber ein „hoffentlich" oder „vielleicht" kommen diese Stimmen nicht hinaus; sie entspringen eben einer verstandesmäßigen Erwägung der in Frage kommenden Faktoren. Ganz anders der kategorische Indikativ. Als ob er ein höheres Wissen in diesen Dingen hätte, teilt er dem angstvollen Menschen mit: Es wird gehen, ob auch der Körper darüber zu Grunde geht und du das Leben lassen mußt. ... Es gibt einen Punkt im Weltall, wo autoritativ erklärt wird, daß diese Welt der bloßen Tatsachen für den Geist kein unüberwindliches Hindernis bildet, wo ihm die Zusage erteilt wird, daß er sie besiegen werde.

Daß diese Zusage nicht vom Ich stammt, ist selbstverständlich. Sie wendet sich ja gerade an das Ich und spricht ihm Mut zu. ... Die Zusage muß von einer Instanz kommen, welche dem unpersönlichen Denken und dem Ich verwandt ist, aber gleichwohl über dem menschlichen Geist und über der Natur steht. Weil sie die Beziehung zwischen beiden beherrscht, kann sie die Zusage erteilen.

Diese Instanz kann nur der absolute Geist sein. ... Ganz eigentlich als Herrn der Natur, d. h. der bloßen Tatsachen, proklamiert er sich in der Zusage. So erst gewinnt er für unsere Betrachtung die Bedeutung eines wirklichen Gottes. Es ist wohl der Mühe wert, dabei einen Augenblick nachdenkend stehen zu bleiben. Man vergegenwärtige sich, daß der ethische Vorgang wirklich alle Potenzen des Universums vertreten zeigt. Das Ich ist es, an welches die Gedanken des unpersönlichen Denkens fordernd herantreten, und welches zugleich unter der Gewalt der bloßen Tatsachen steht. Und nun ergeht an dieses Ich die kategorische Zusage, daß es siegen werde, wenn es sich für das Gebot entscheidet. Hier wird der Urgrund aller Geister und aller Dinge mit ihren Verhältnissen offenbar als absoluter Geist, und jubelnd kann das Ich sagen: Wenn ich den realen Gott zum Beistand habe, so können mir die Mächte der Welt der bloßen Tatsachen nichts anhaben.

Beachten wir wohl: nicht dem Menschen als solchen ist die Zusage gegeben, sondern nur dem im ethischen Vorgang befindlichen Menschen. Denn nur da sind ... alle Potenzen des Universums beisammen. ... Es muß angenommen werden, daß der durch diese Worte [„Es wird gehen"] ausgedrückte Gedanke aus einer Tiefe kommt, welche nicht mehr die des menschlichen Geistes ist.

Claß schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Die Realität des menschlichen Geistes ist uns verbürgt durch den kategorischen Imperativ der Pflicht, die Realität des absoluten Geistes ist verbürgt durch die Zusage." (S. 44.) „... Eine geistige Welt voll unsagbarer Herrlichkeit ist im Menschen aufgetan, aber zwischen ihr und dem absoluten Geist befindet sich gleichsam ein dichter Vorhang. Nur die „Zusage" durchbricht ihn."

13

Es bedarf kaum einer besonderen Betonung, daß es sich in dem allen nicht um einen Beweis handelt. Denn die Grundlage ist ja das ethische Erlebnis und der Wille, in seine Tiefe einzudringen. Damit fehlt aber dem Ganzen der Charakter des Allgemeingiltigen und Notwendigen, des Beweises. Es ist die Aufzeigung einer lebendigen Tiefe in der Analyse des sittlichen Bewußtseins, und die ist, weil sie auf das Wahrheitsuchen gestellt ist, wichtiger als jeder Beweis. Die Folgerung aber, die nun für den sich ergibt, der diesem Gedankengange zu folgen bereit ist, ist die, daß Gott den sittlichen Menschen in seinem Kampfe um eine überlegene Stellung in seiner Weltanschauung nicht allein läßt. Das kommt aber noch in anderer Weise zum Ausdruck: in den großen Erscheinungen der Geschichte, die Claß die providentiellen Persönlichkeiten nennt, und deren besondere Ausrüstung und Berufung er mit der nichthistorischen Tatsache der Zusage in Verbindung bringt. In diesen providentiellen Menschen handelt Gott wirklich mit den Menschen, die ihn suchen; denn in ihnen gibt er der Zusage historischen Ausdruck.

Die Heroen der Religionsgeschichte, die Propheten, alle leben von dieser Zusage Gottes, die zunächst nur formal gilt und sich in das Wort kleiden läßt: „Gott läßt es den Aufrichtigen gelingen." Der Inhalt ihres Wirkens ist damit noch garnicht berührt; diese Zusage haben Buddha und Mohammed grade so wie Christus. Sie bezeugen nur, „daß Gott an dem menschlichen Kampf des Geistes mit der Natur Anteil nimmt." „In ihnen wird Gottes Handeln für die Sache des Geistes evident" (74). Aber der Vergleich der drei großen grundlegenden religiösen Persönlichkeiten: Buddha, Christus, Mohammed bringt auch im Inhalt ihres Daseins deutliche Unterschiede ans Licht. — Buddha kennt keinen Gott, von dem er sich berufen wüßte:

Ich habe keinen Lehrer, Niemand ist mir zu vergleichen. In der Welt samt den Himmeln ist Niemand, der mir gleich sei. Ich bin der Heilige in der Welt, ich bin der höchste Meister. (Oldenberg, Buddha 336.)

Somit scheidet er für die Gotteserkenntnis aus. Mohammed empfängt die Offenbarung als Diktat, „er ist nicht die Offenbarung, er vermittelt sie." In dem Lebensbilde Christi läßt sich kein Unterschied machen, wo er offenbart und wo er nicht offenbart. Sein Leben selbst ist ein stetiges Ausströmen von Offenbarung, er ist selber Offenbarung. Er ist nicht der erste der Christen, wie Mohammed der erste der Moslim ist; sondern er ist ein fortlaufendes Handeln Gottes mit den Menschen, der menschliche Abdruck Gottes im Menschenbereich. Daher er denn auch „den Eindruck eines Fremdlings macht, der nur kurze Zeit hier weilt." Der Gedanke, daß Gott Vaterliebe ist, ist aus dem Naturlauf schlechterdings nicht abzulesen, auch nicht aus dem aprioristischen Vernunftdenken abzuleiten. Die historische Tatsache Jesus Christus ist eine Tat Gottes, womit er sich der Menschheit gegenüber definitiv ausgesprochen hat; definitiv, sofern der Gedanke der Liebe nicht überboten werden kann. „Die Gesinnung, welche Jesus sterbend hegt, repräsentiert die Gesinnung Gottes gegen die Menschheit" (Claß S. 84). Und die Gewißheit, die im 8. Kapitel des Römerbriefes zu Worte kommt, ist eine Höhe des geistigen Lebens, wie sie in keiner Literatur sonst zu finden ist.

14

Wir halten nach dieser Darlegung des Claßschen Gedankengangs inne und fragen uns: Wenn ein Mensch diesen gesamten Erwägungen rückhaltlos zustimmt, hat er damit religiöse Gewißheit? Wir müssen das rundweg verneinen. Er hat im besten Falle freie Bahn zur religiösen Gewißheit. Einige Hindernisse des Denkens sind ihm beseitigt. Das ist nicht unwichtig. Wir sollen unsere religiöse Gedankenwelt so gestalten, daß sie nicht in unnötigen Widerspruch geraten muß zur wissenschaftlichen Bildung. Aber was mit Religions-Philosophie und Geschichts-Philosophie zu erreichen ist, das ist im besten Falle ein Wissen von religiöser Gewißheit, theoretische Zustimmung zu solcher Aufweisung der Gewißheit — aber in der Hauptsache ist doch all solche Theorie ein *θεωρεῖν*, ein Zuschauen. Und wenn nun diese ganze Darlegung einen Riß bekommt, etwa durch den Nachweis der Ungeschichtlichkeit Jesu? Gewiß, dann bliebe immer noch der Gott, dessen Zusage der sittliche Mensch erleben kann, eine Zusage, von der aus sich nicht bloß das geistige, sondern das ethische Wesen Gottes erschließen läßt. Aber es ist doch richtig, was Claß zur Charakterisierung dieser Zusage bemerkt: „Es ist eine ganz eigenartige Verbindung von herber Zurückhaltung und freundlicher Annäherung seitens Gottes" in diesem Erlebnis. Wie soll diese Zurückhaltung überwunden werden, wie sollen wir näher herankommen, zur Gewißheit der Geborgenheit kommen, wenn etwa die geschichtliche Erscheinung Jesu und darum auch ihr Beitrag zur Physiognomie Gottes Fiktion ist? wo bleibt dann die Möglichkeit der christlichen Gewißheit?

15

Ich weiß wohl, daß man mit gutem Recht auf das Hypothetische, Unsichere, Fragliche, Unglaubliche der Behauptung von der Ungeschichtlichkeit Jesu hinweisen kann. Ich stimme auch völlig den besonnenen Worten Jülichers zu, die er in der „Kultur der Gegenwart" (Bd. I, S. 45 f.) zu der Frage geäußert hat:

Für jeden Synoptiker ist eine starke Gebundenheit durch einen verhältnismäßig fest überlieferten Stoff unleugbar. Wo bleibt da die Zeit für die Erfindung dieses Stoffes, der längst ehe Markus zur Feder griff, also als noch Zeitgenossen des angeblichen Jesus genug am Leben waren, fertig gewesen ist? Und der Jesus, der den Kern der Evangelien bildet, müßte als Phantasieprodukt noch viel wunder-

barer wie als wirkliche Persönlichkeit erscheinen, weil er alles Andere eher ist, als ein Typus. Die jüdische Phantasie, die unsern Jesus geboren haben soll mit dieser Fülle von unerfindbar Individuellem, sie wäre das größte Rätsel, das uns die Geschichte Israels aufgäbe, vielmehr, das wir aus purem Eigensinn uns selber aufgeben. . . . Nein, der Zauber frischen Lebens, der das Bild Jesu noch in den ungeschickten Holzschnitten der Synoptiker umwebt, spottet jeder Hypothese, die ihn zu einem bloßen Produkt religionsgeschichtlicher Faktoren oder gar zum Helden eines pseudogeschichtlichen Romans degradieren will. . . . Nicht eine Idee, nicht ein Traum, sondern ein Mensch mit geheimnisvoller Größe steht hier wie überall an dem Wendepunkt der Geschichte. [illegible]

Das ist der ruhige Standpunkt des Historikers, der sich nicht verblüffen läßt: — aber das ändert nichts an der Tatsache, daß das geschichtliche Leben Jesu Problem geworden ist und darum für alle, die in das Problematische dieser Lage hineingezogen sind, nicht der eigentlich tragende Grund der Gewißheit sein kann. Oder soll die Hoffnung der Christen auf der Tüchtigkeit und Besonnenheit unsrer besonnenen Historiker ruhen, die schon dafür sorgen werden, daß die Kalthoff-Jensensche These widerlegt wird?

Wir müssen das ganz klar sehen. Wir sind durch die Situation, die wir nicht gemacht haben, also durch ein höheres Gebieten, aufgefordert, die Gewißheit unseres Glaubens von neuem zu begründen. „Seid allezeit bereit zur Verantwortung gegen Jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist" (1. Petr. 3,15). — Allezeit — die Frage wird immer wiederkommen. Wenn kein Sperling vom Dache fällt ohne Gottes Willen, dann fällt auch keine im menschlichen Geistesleben gewachsene Begründung hin ohne ihn. Das ist die christliche Auffassung der Möglichkeiten, die hier vorliegen. Denkbar wäre es doch, daß an die Christenheit durch eine radikale Umwälzung des Geschichtsbildes des Urchristentums der Ruf erginge: „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft — in ein Land, das ich dir zeigen werde." Aber das gehört doch auch zu der Abrahamsgeschichte, das ruhige Vertrauen: es gibt ein Land, „wo mein Fuß gehen kann."

16

Aber sehen wir es auch von einer andern Seite. Angenommen, die Geschichtsforschung erhöbe sich wie Ein Mann und zermalmte ein für allemal die Argumente gegen die Geschichtlichkeit Jesu, so wie Kant die Beweiskraft der alten Gottesbeweise zerstört hat. Wäre damit wirklich die christliche Gewißheit garantiert?

Es wird gut sein, sich die Sache an einem bestimmten Punkte klarzumachen. Nehmen wir die Botschaft von der Auferstehung Jesu und nehmen wir den denkbar günstigsten Fall, daß uns ein handschriftliches Original-Protokoll über das in den Evangelien Berichtete vorläge, handschriftlich unterzeichnet von Pilatus und jedes Jahr von neuem einwandsfrei beglaubigt bis auf die Gegenwart — das würde eine historische Gewißheit über die Ostertatsache geben, so wie schon bisher immer behauptet ist, als die „bestbeglaubigte" in der Weltgeschichte — aber religiöse Gewißheit? die Gewißheit, daraufhin für immer geborgen zu sein? Sicherlich nicht!

Wir mögen es anfangen, wie wir wollen, wir mögen so viel unerschütterliche Tatsachen in der Geschichte haben, wie wir wollen, religiöse Gewißheit wächst aus ihnen nicht. Und zwar darum nicht, weil alle echte Gewißheit unmittelbarer Art ist. Diese Unmittelbarkeit läßt sich durch nichts ersetzen. Eine zerpflückte Rose wieder zusammenzusetzen zu ursprünglicher Frische ist ein Ding der Unmöglichkeit. Unmittelbarkeit ist absolute Gegenwärtigkeit. Religiöse Gewißheit ist in jedem Augenblick Gegenwartsfrage, keine Frage der Vergangenheit. Wo ein Mensch nach religiöser Gewißheit ringt, da will er gewiß sein, ob er jetzt und immerdar geborgen ist. Fichtes Wort, daß nicht das Historische, sondern das Metaphysische selig macht, das heißt doch wohl gewiß und geborgen macht — dies Wort ist erneuter ernstlicher Erwägung dringend wert, nur würden wir statt Metaphysisch in unserm Zusammenhang lieber sagen: das Metahistorische, das was hinter der Historie, hinter der Zeit steht — das Ewige, nein der Ewige, der jeder Zeit Gegenwärtige. Der gibt Gewißheit, religiöse Gewißheit.

17

Damit ist die letzte Entscheidung dieser Gewißheitsfrage völlig außerhalb aller wissenschaftlichen Bemühungen verlegt. Die tiefsten Wahrheiten müssen, wie Hermann Schultz einmal sagt, „durch das Herz in den Verstand kommen", nicht umgekehrt. Religiöse Gewißheit kann doch nichts Anderes sein als Gottesgewißheit! Es wäre ja seltsam, wenn wir höchste Gewißheit über Gott ohne Gott haben könnten! Der wahrhaft Fromme will gar keine Gewißheit ohne ihn. Und meint wohl irgend ein Mensch, er könne Gewißheit haben, wenn Gott nicht wollte? Wenn überhaupt religiöse Gewißheit zustande kommen soll, so muß Gott dem Menschen den Ton geben, nach dem der Mensch die Geige seines Lebens stimmt. Und der Mensch muß seine Geige ganz auf diesen Ton stimmen wollen. Und dieser Ton von Gott ist ein nicht unbestimmtes, sondern bestimmtes Ahnen, nach dem nun die drei andern Saiten das Wollen, das Denken und Fühlen gestimmt werden, jedes in seiner Art. Und dann heißt es in der gesamten Melodie des Lebens mit ihm Takt halten, nach ihm hinschauen, immer wieder, und sich nach ihm richten.

Wir können uns, wenn wir darüber reden, nur in Gleichnissen ausdrücken. Gewiß sein ist an sich eine völlig unbeschreibliche innere Verfassung, eine bestimmte Anordnung aller geistigen Elemente, der Stimmungen, Regungen und Gedanken, so wie es beim Magnetischsein des Eisens bei der Gruppierung der kleinsten Teile ist. Und auch das hat ja seine geistige Analogie im Menschen, daß Stahl den Magnetismus lange behält, während weiches Eisen nur vorübergehend magnetisch wird — grade wie bei den festeren und weicheren Charakteren unter uns Menschen.

Es gibt keine Gewißheit ohne Gewißheitsgefühl: auch damit kommen wir aus dem rein Rationalen heraus ins Irrationale, letzthin Undurchdringliche. Religiöse Gewißheit besteht in dem eigentümlichen Uebereinstimmungsgefühl, wie man es eben beim Stimmen eines Instrumentes hat. Man dreht die Wirbel hinauf und wieder herunter — das ist der notwendige Zweifel, aber man kommt dann schließlich auf einen Punkt, wo es stimmt, wo ein inneres Ja erfolgt, ein Ja, das wir zwar sagen, das wir aber nicht als etwas Subjektives empfinden, sondern es ist ein überindividueller, objektiver Zusammenhang, der da mitredet und Ja sagt. Und grade so, wie da offenbar universale Gesetze und Normen zu Grunde liegen, so ist es auch bei dem Auftreten der religiösen Gewißheit im Menschen, d. h. wenn ein Mensch sich ganz und gar auf den Ton stimmt und stimmen läßt, auf den es im Universum ankommt. Dann kommen die Beiden, die uns im Denken so viel Not machen, das Reich der Natur und das Reich der Sitten, in Einklang; das ist die Harmonie mit dem Unendlichen, mit dem unendlichen Willen; und „wo Objekt und Subjekt sich berühren, da ist Leben," da ist auch lebendige Gewißheit. Es ist das Aufleuchten des Kontaktes zweier Gebiete.

18

Damit ist nun gesagt, daß die gesamte Gewißheitsfrage ins Innere verlegt ist. Die religiöse Gewißheit ist nicht hier oder da, nicht in der Natur, nicht in der Geschichte, sie ist inwendig in uns. Aber das ist nicht Mystik*) oder Quietismus. Denn an den Gott, der allein von sich Gewißheit geben kann und der ganz Wille und Tat ist, kommt niemand heran ohne Wille und Tat. In aller künstlichen Mystik kommt der Mystiker

*) In Nr. 31 Sp. 732 haben unsre Leser erst gelesen: „daß alle religiöse Praxis im Grunde nur Mystik sein kann." Dort ein unbedingtes Lob der Mystik, hier nun Ablehnung. Die Differenz ist da, und es lohnt ihr nachzugehn. Aber der verschiedene Zusammenhang, das verschiedene Interesse dort und hier läßt doch eine große Gemeinsamkeit zwischen den beiden Verfassern zu, die ja auch vorhanden sein muß, wenn Jaeger so von Bonus sprechen kann, wie er in voriger Nummer Sp. 798 getan hat. Worte wie „Mystik" und „mystisch" haben eine breite und lange Geschichte und werden daher sehr verschieden verstanden und gebraucht. Wir müssen bald einmal ausführlicher über den wichtigen Begriff handeln. Für heute sei auf Jahrgang 1902 Sp. 1107 f. verweisen, wo Köster die Frage beantwortet: „Ist denn Bonus wirklich unter die Mystiker gegangen?" Vgl. über Mystik auch vorige Nummer Sp. 809. D H

doch schließlich nur an sich selbst heran und genießt sich selbst, bis einer der unausbleiblichen Stöße des Lebens diesen Genuß zerstört. Wirkliche religiöse Gewißheit kommt nur durch resolutes tätiges Eingehen auf den großen heimlichen Willen, durch ein Zugreifen und Festhalten und Hineinarbeiten des Erfaßten in den gesamten Lebenszusammenhang.

Wir kommen noch einmal auf das Bild vom Stimmen des inneren Lebens zurück. Nicht Stimmung, sondern Gestimmtsein. Wir sagten, man muß sich von Gott den Ton geben lassen und danach das Ganze stimmen. Das sieht außerordentlich leicht aus. Nämlich in diesem Bilde. In der Wirklichkeit zeigt sich sofort, daß es die allerhöchste Anspannung der gesamten Kraft eines Menschen verlangt. Der Ton, um den es sich handelt, ist ganz hell und deutlich, es ist der biblische Christus. Indem wir sagen, der biblische, gehen wir dem ganzen historischen Lärm aus dem Wege. Denn dieses biblische Christusbild liegt als eine allgemein zugängliche Tatsache vor*) Selbst wenn er eine Dichtung wäre — das ändert garnichts an dem ganz realen Aufleuchten des Gedankens: Gottes Kind! und an dem kategorischen Imperativ, der darin für den Gewißheit suchenden Menschen liegt: So sei auch du! Diese Stellung zum Universum ist die entscheidende. „Ein jeglicher sei gesinnt, wie Jesus Christus auch war" — ein Kind gegenüber dem Vater.

„Jedes Gebiet der Wirklichkeit hat seine eignen Gesetze. Indem wir uns ihnen willig unterwerfen, machen wir sie uns untertan. Jedes Gebiet der Wirklichkeit hat seine Erkenntnisbedingungen." Die Bedingung der christlichen Gottesgewißheit ist der Gehorsam gegenüber dem klaren unmißverständlichen Aufruf, der in dem biblischen Christus nicht für Jedermann, aber für den Suchenden liegt. „Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp hinauf sich nacharbeitet," sagt Pylades in Goethes „Iphigenie". Und Anna Schieber sagt in ihrem schönen Heilbronner Buch**): „Man muß sich an einen ganz Großen halten. Die Mittleren versagen unterwegs."

19

Hier stehen wir vor einem schlechthin sicheren Ergebnis jener Kirchengeschichte, die nicht geschrieben und gedruckt wird, die als der stille tragende Unterstrom durch die christliche Weltgeschichte geht: daß die volle unerschütterliche Gewißheit der absoluten Geborgenheit des Menschen mitsamt seinem Schicksal bei den Menschen zu finden gewesen ist und noch heute zu finden ist, die dem herrlichen kategorischen Imperativ der Kindschaft in Jesus Christus bedingungslos Folge leisteten; die ihr Leben glockenrein auf den Gedanken gestimmt haben: „ich bin Gottes Kind." Sie haben — mögen sie es so oder so ausgesprochen haben — das Faktum der Gestalt Jesu Christi verstanden als den Befehl zum Aufbruch auf den königlichen Weg des Vertrauens.

Die Menschen, denen der Gedanke der Kindschaft wie etwas Weiches vorkommt, dessen sich ein starker Mensch zu schämen hätte, haben wohl noch nicht ernsthaft in den Sternenhimmel und noch nicht tief genug in ihr eigenes Wesen geschaut. Wer den stahlharten Trotz der Selbstsucht und den unsinnigen Eigensinn in sich kennt; wer die Tatsache des „radikalen Bösen" in sich kennt, eine Tatsache, die jedem Versuche, sie hinwegzuphilosophieren, mit brutaler höhnischer Tatsächlichkeit begegnet; wer die stürmische Forderung in sich findet: Mein Wille geschehe! — die in hunderttausend Vaterunsern sich nur duckt, um bei der Vierten Bitte schon wieder trotzig aufrecht dazustehen — wer diese Dinge in sich kennt, und weiß, was das Wort Gethsemane bedeutet: der weiß, daß die Gotteskindschaft kein Kinderspiel ist, nichts, garnichts von Mystik und Quietismus an sich hat, sondern Mannesarbeit, Frauenarbeit ist, die den ganzen gesammelten Ernst eines kämpfenden Menschen fordert. Aber eine Arbeit, aus der Gewißheit wächst.

Man kann dem Zweifelnden statt aller theoretischen Darlegungen keinen besseren Rat geben, als einmal einen einzigen Tag mit seinen Nadelstichen und Schmerzen in dem gesammelten Sinne Jesu wirklich als Kind zu durchleben. Daß der Mensch es riskiert, dem gesamten Augenschein zum Trotz den verborgenen Gott als einen verborgenen Vater zu behandeln, das ist der einzige Weg zu christlicher Gewißheit, für den Gelehrten wie für den νήπιος, den schlichten einfachen Menschen. Und in der Kindschaft liegt beides: Vergebung und Verpflichtung. Es ist ein demütiger Weg, aber den Demütigen ist die Gnade verheißen, auch die Gnade der Gewißheit. Es ist kein Schleichweg, sondern ein offenes rüstiges Wandern, ohne Kopfhängen — denn nicht den Kopfhängern, sondern „den Aufrechten läßt es Gott gelingen." Auch dies, daß Gott ihnen persönlich wird.

20

Es ist unmöglich, diese Frage jetzt noch aufzurollen. Aber das eine Wort des großen einsamen Dänen Kierkegaard ist mehr wert, als eine religionsphilosophische Untersuchung. Er sagt:

Gott ist Persönlichkeit; aber ob er es dem Einzelnen gegenüber sein will, beruht darauf, ob es Gott gefällt. Es ist Gnade von Gott, daß er dir gegenüber Persönlichkeit sein will; wenn du seine Gnade verscherzest, straft er dich damit, daß er sich sachlich (objektiv) zu dir stellt! Und in dem Sinne kann man sagen, daß die Welt . . . nicht einen persönlichen Gott hat.

Gott als Vater behandeln, nicht mit Auswahl, sondern ausnahmslos, das ist der Gang zur Gewißheit.

Es ist ein Abrahamsgang — ohne Beweise. Von den Beweisen — sagt Kierkegaard ein anderes Mal — kann man halb humoristisch reden:

Nun, willst du schließlich ein paar Gründe haben, so kann ich dir gern damit dienen; willst du drei oder fünf oder sieben — wie viel willst du haben? — aber ich kann nichts Höheres sagen als dies: ich glaube! . . . Wenn ich eine Ueberzeugung habe, so ist meine Ueberzeugung mir selbst immer höher, als die Gründe . . . Nicht die Gründe begründen die Ueberzeugung, sondern die Ueberzeugung begründet die Gründe . . . Seine Gewißheit kann man nur ethisch, persönlich verteidigen, d. h. damit, welche Opfer man dafür bringen will, welche Unerschrockenheit man im Festhalten hat.

Beweise in allen Ehren, da wo sie hingehören — in der Mathematik, vor Gericht und überall wo es sich um Akten und Behörden handelt. Aber Eins muß immer gesagt werden, bis es gehört wird: daß keine Menschenseele von Beweisen lebt noch leben wird. Der unendliche Kosmos des Weltalls draußen ist fest ohne Stützen; der Himmel im Herzen braucht dergleichen ebenso wenig. So lange wir in der Gewißheitsfrage auf Beweise ausgehen, sind wir — um ein Bild von Spurgeon zu gebrauchen — wie Schiffe, die auf Stapel liegen. Wenn die Stützbalken und Klötze weggehauen und durchgeschlagen sind, dann gleiten wir hinab ins Wasser und beginnen unser eigentliches Lebenswerk.

Denn dazu sind wir berufen, daß wir mitten in unserm besonderen Beruf durch entschlossene Gotteskindschaft unsern Beitrag zur Wirklichkeit des Christentums, zur wahrhaftigen Ueberlegenheit der Königskinder leisten, die es wissen, daß ihnen alle Dinge dienen müssen.

* * *

Es gehört zu den wundervollen Paradoxieen des Christentums, daß der Christ diese Gewißheit am sichersten da findet, wo Andere in die größte Ungewißheit geraten: im Leid des Lebens. Wie die Königin der Nacht selten blüht, aber dann unvergeßlich, so ists auch mit der Königin der Leidensnacht, der christlichen Gewißheit. Wenn ein Mensch in seiner schwersten Stunde, da er die Scherben eines lieben Glückes in der Hand hält, mit der letzten Kraft, die in der grenzenlosen Oede übrig geblieben ist, noch nach der Hand greift, die ihm das angetan hat, und den Gedanken mit Schmerzen zur Welt bringt: Du bist doch mein Vater! . . .

Du magst mich trösten oder plagen,
Ich weiß doch, daß du Vater bist —

dann klingt aus der Tiefe herauf ein unbeschreibliches, aber festes Ja! — Das hat der gequälte Mann gewußt, der da sagte: Der Geist gibt Zeugnis unserm Geist, daß

*) Vgl. hierzu Kähler und Herrmann.

**) „Alle Guten Geister . .". Heilbronn, Salzer.

wir Gottes Kinder sind. Das ist die letzte, höchste entscheidende Zusage. „Und was er zusagt, hält er gewiß."

Für unsre Gewißheit brauchen wir dies Ja unsres Vaters und sonst nichts in der Welt. Denn er redet „mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten." Sein Ja ist ein Schöpferwort und bedeutet: es werde eine Feste zwischen den Wassern! Und es geschah also. Zwischen all den verwirrenden Relativitäten und fließenden Wassern entsteht durch dies schöpferische Ja das feste Land, das wir brauchen, aber nicht selber schaffen können. Denn es ist wohl ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, aber das geschieht durch Gnade.

Paul Jaeger

Landpfarramt, Bauerntum und Volkstum

Vgl. Nr. 31

Werden nicht alle bisherigen Ausführungen über die hohe Bedeutung des Landpfarramtes, sowie des ländlichen Volkstums, ebenso alle Bestrebungen, wie sie sich in der „Dorfkirche" konzentrieren, durch andere Stimmen über den Haufen geworfen, welche sich neuerdings erheben und welche behaupten, daß alles dies, wie wir es ansehen, der rauhen Wirklichkeit nicht entspreche? Vor allem haben die Ausführungen von Gallwitz in Nr. 19 bis 21 d. J. der Preußischen Kirchenzeitung: „Die Not der Landgemeinden und ihrer Pfarrer" Aufsehen erregt. Behauptet doch der Verfasser, die kirchliche Verwahrlosung sei auf dem Lande noch schlimmer als in der Großstadt. Das überkommene Gut kirchlicher Sitte auf dem Lande sei nahezu verschlungen. Als Gründe für diese traurige Erscheinung werden angeführt 1. Die Leutenot. In der arbeitreichen Zeit hätten der Bauer und seine Familie keine Zeit mehr, in die Kirche zu gehen. 2. Das Evangelium habe seinen Charakter als Freudenbotschaft für diese Leute verloren. Einst bedeutete es für sie Befreiung von den Fesseln der Papstkirche. Aber jetzt trage es nicht mehr für sie den Charakter einer innerlichen Befreiung. Drücken wir es noch einfacher aus. Den Leuten, die Gallwitz im Auge hat, geht es zu gut. Sie stehen in allen Stücken, auch wirtschaftlich so selbständig da, machen so reiche Ernten, „daß sie den lieben Gott nicht mehr brauchen." 3. Im Bauerntum sei zwar kein aus Verstandesgründen geborner, aber um so gefährlicherer realer Unglaube zu finden. Der Bauer, der stets Saat und Ernte, Werden und Vergehen vor Augen habe, glaube nicht an die Kräfte der Wiedergeburt. Und er kenne nicht die Kräfte religiöser Entwicklung und den Segen christlicher Gemeinschaft. — So soll es abgesehen von einzelnen Landstrichen in den Bauerngegenden Deutschlands aussehen. Diese Behauptung müssen wir umkehren und müssen sagen: Abgesehen von einzelnen Landstrichen Deutschlands, aus denen heraus die Worte von Gallwitz als ein erschütternder Notschrei erklingen und für die sie ihre volle Berechtigung haben, sieht es in den übrigen Bauerngegenden Deutschlands ganz anders aus. Das, was Gallwitz uns zeichnet, ist kein Bauerntum mehr. Die ländlichen Schichten, die er aus eigener Anschauung kennt, stehen bereits auf einer Stufe mit den weiten Schichten der Halbgebildeten in den Großstädten, deren Vertreter offen alle kirchliche Sitte nicht achten, auch gelegentlich in unsere Dörfer hineinkommen und dort höhnisch am Wirtshaustisch sagen: „Jetzt geht ihr hier noch in die Kirche, in zwanzig Jahren wird auch hier Niemand mehr in die Kirche kommen."

Ja noch mehr, wo diese Hohlheit und Halbbildung erst auf dem Lande eingezogen sind, zeigen sie ihren Unglauben viel protziger, als der Städter. Denn Riehl hat Recht, wenn er sagt, daß der entartete Bauer die Grobheit und Rohheit aus dem Bauerntum behalte und das Böse der Großstadt noch hinzubekomme.

Das Bild des Bauerntums aber wird da sofort ein anderes, wo noch originales Volkstum und bodenständige Bauernkultur sich findet. Aber in einem Punkte muß ich Gallwitz unbedingt Recht geben, wenn er sagt, daß die Gebiete, die er zeichnet, nicht den Segen christlicher Gemeinschaft kennen. Und deshalb ist mit dem Hinschwinden der kirchlichen Sitte auch alles Gefühl für kirchlich-religiöses Leben verloren gegangen. Woher kommt es? Suchen wir die Gründe auch einmal an anderen Stellen als beim Bauern.

Wohl gibt es einzelne Landstriche abgeschlossenen Luthertums, zumal solche, wo lebendige Persönlichkeiten wie Louis Harms in der Lüneburger Heide gewirkt haben, oder solche, wo die kirchliche Ordnung aus der katholischen Zeit sich an die evangelische Lehre angeschmiegt hat. Aber im übrigen zeigt sich Bauerntum und Volkstum evangelischer Prägung nicht allein auf deutschem Gebiet in religiöser Lebendigkeit da, wo Calvins Gedanken auf Kirchenverfassung und kirchliche Ordnung befruchtend gewirkt haben. (In Deutschland: Ostfriesland, Kurhessen, Süd- und Westdeutschland.) Für diese Regungen selbständigen Volkskirchentums, das ja auf außerdeutschem Boden noch kräftiger sich entwickelt hat, hat Riehl allerdings nicht das rechte Verständnis gehabt. Und doch liegt meines Erachtens hier der springende Punkt. Gerade die sächsischen Stammlande sind zuviel die Lande der bloßen Lehre gewesen. Die Pfarrer waren die Diener am Wort. Zwischen Pfarrern und Gemeinden gab es keine Mittelglieder. Bis auf den heutigen Tag ist in diesen Gebieten eine Organisation kirchlicher Selbständigkeit ein Fremdkörper. Im Herzogtum Meiningen verfügt der Landrat an das „Herzogliche Pfarramt." Im Großherzogtum Sachsen-Weimar ist der Bürgermeister, ohne daß seine sittliche oder religiöse Tauglichkeit in Betracht kommt, Mitglied des Kirchenvorstandes. Wir auf reformiert beeinflußtem Boden wollen uns unserer Aeltesten nicht rühmen. Das Kantsche „das, was noch werden soll" gilt im vollsten Maße auch ihnen. Aber unvollkommene Werkzeuge sind besser als gar keine Werkzeuge. An einem Punkte tritt der historisch bedingte Unterschied ganz eklatant zu Tage, in der Heiligung des Sonntags. Man braucht nicht erst nach England zu reisen, sondern kann es in Deutschland aus dem Unterschied der einzelnen Territorien mit Händen greifen, welchen Segen uns die uns anerzogene Sabbatheiligung gebracht hat.

Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wie es in den Gegenden, wie sie Gallwitz uns zeichnet, und wie ich sie in ähnlicher Beschaffenheit zu beobachten Gelegenheit gehabt habe, anders werden soll. Es kann doch nicht geleugnet werden, daß andererseits auch viele tüchtige, sittliche Kraft hier noch vorhanden ist. Es können zwei Wege sein, auf denen Neues kommen wird. Entweder muß durch Notzeiten, nicht allein wirtschaftlicher Art, sondern auch religiöser Verarmung und durch Notzeiten kirchlicher Bedienung wieder ein Hunger nach dem göttlichen Worte entstehen, oder die freikirchlichen Gemeinschaften müssen diese Gegenden als Missionsgebiete in Angriff nehmen. Wo das Staatskirchentum versagt hat, müssen andere Organisationen kommen. Ein Stand wird dann auf seinen Schultern viel tragen müssen — der Pfarrerstand. Damit sind wir bei dem angelangt, was Gallwitz als zweiten Notstand gezeichnet hat, der Not der Landpfarrer.

Sie soll eine noch größere sein. Denn erstens, kein Stand habe soviele Enttäuschungen zu erleben als der Landpfarrer. Er möge anfangen, er möge gründen, was er wolle, immer wieder erlebe er Enttäuschung auf Enttäuschung. Hiergegen ist zu sagen: Solche Enttäuschung, die jeder Beruf, gerade der Beruf des akademisch Gebildeten mit sich bringt, ist eine gesunde Reaktion der Wirklichkeiten des Lebens gegen die Theorien der Hochschule. Und noch mehr: der Pfarrer, der mit Gründungen und Veranstaltungen in seine Gemeinde hineinfällt, ist von vornherein auf dem Holzwege. Wir sollen nicht gleich gründen, sondern sollen selbst erst lernen.

Zweitens sagt Gallwitz, die Predigt des Landpfarres wirke nicht. Wenn er nach einer ernst durchgearbeiteten Predigt mit warmen Worten eine Kirchenkollekte empfehle, so sei das Resultat ein jämmerliches.

Es ist aber durchaus ein schiefer Beweis, die Wirkung einer Predigt nach dem Ertrag der Kirchenkollekte zu bemessen. Hier wirkt ein Anderes: die Beschränktheit des bäuerlichen Horizontes. L'Houet sagt mit Recht, solange der Bauer aus eigener Erfahrung etwas nicht kenne, sei es ihm gleichgültig, ob die

christliche Anstalt, für die gesammelt werde, in Südamerika oder in der benachbarten Großstadt liege. Aber was der Bauer kennt, daran hält er auch fest. Man frage doch einmal unsere großen Missionsgesellschaften, woher sie ihre besten, vor allem ihre regelmäßigen Missionsgaben bekommen. Es sind die bäuerlichen Gegenden, soweit sie religiös lebendig sind.

Als dritten Grund für die Not der Landpfarrer führt Gallwitz an, daß der Landpfarrer zu wenig zu tun habe. Er schreibt: „So bleibt der alte Jammer bestehen: Der Pfarrer in kleinen Landgemeinden hat keinen Beruf, der seine Zeit, seine Kräfte, sein Herz ganz ausfüllt. Darum fehlt ihm die Freudigkeit zum Amt, und wenn Jemand sich bei der notgedrungenen Untätigkeit wohlfühlt, so ists ein Zeichen, daß er die Ruder seines Bootes eingezogen hat, nachdem er eine Zeit lang versucht hatte, gegen den Strom zu rudern und sich nun treiben läßt, wohin der Strom ihn führt." Welch schwermütige Worte! Und doch habe ich mich dabei eines gelinden Lächelns nicht erwehren können. Wie herrlich schildert doch Helene Christaller in ihrem Buche „Gottfried Erdmann und seine Frau" die Leib und Seele angreifende Arbeit eines Landpfarrers. Wenn dies Bild auch in der Wirklichkeit sich nicht findet, sondern, wie bei allen Helden unserer Erzählungen, aus mehreren Personen zusammengegossen ist, doch aber wie Vieles, Vieles legt sich dem Landpfarrer auf die Seele, der mit seiner Gemeinde zusammengwachsen ist, und macht sein Amt überreich an Arbeit, wobei er allerdings beherzigen muß: Nil humani a me alienum est (Nichts Menschliches ist mir fremd).

Wie Vieles an sozialer Arbeit ist in den letzten 25 Jahren dem Landpfarrer aufgelegt worden, als Aequivalent dafür, daß er nicht mehr zur Versorgung seines Haushalts Landwirtschaft zu treiben braucht! Und wir müssen diese soziale Arbeit, auch wenn sie äußerlicher Art ist, noch tun, weil unser Bauernvolk hier am dringendsten der Weiterbildung bedarf und weil oft der auch durch seine Bildung über dem Getriebe stehende Pfarrer der Hort der Wahrheit sein muß. Er ziehe sich einmal völlig von solcher Arbeit zurück. Wie bald wird er mit Schrecken merken, daß dann das alte Bauernwort wieder gilt: „Gesamt Werk verdammt Werk."

Ja es ist sogar an der Zeit, gegenüber dem vielen auch Berechtigten, das unsere Arbeitskraft in Anspruch nehmen will, dem Landpfarrer zuzurufen: Behaltet Zeit und nehmt euch Zeit für stilles, ernstes Studium und theologische, gegenseitige Förderung.

Den Pfarrern von Zwergpfarreien, wie Gallwitz solche anführt, sollte man einfach bestimmte Aufgaben auf die Raufe geben, beziehungsweise bei der Besetzung solcher Stellen von vorn herein damit rechnen. In unserer unruhigen Zeit muß die wissenschaftliche Arbeit im stillen Dorfpfarrhaus eine Stätte finden. Wo Zusammenlegung von Pfarreien notwendig ist, wird sie infolge der Fixierung der Staatsbeiträge an die preußische Landeskirche mit der Zeit schon von selbst kommen. Aber gegen den Vorschlag wehre ich mich, den Gallwitz als Heilmittel für die von ihm geschilderten Nöte ansieht: Wie jetzt Stadtmissionare in der Großstadt arbeiten, so sende man nun auch Dorfmissionare auf das Dorf. Sie sollen zugleich eine Neuauflage des früheren Küsteramtes sein. Auch Pfarrer Busch spricht in Nr. 11 und 13 der „Reformation" von einer Dorfmission, worunter er allerdings eine unabhängig von der Inneren Mission sich vollziehende Reform des ländlichen Gasthauses und Bildung einer gesunden, heimatlich und religiös gerichteten Lokalpresse versteht. Diese beiden letzten Gebiete mögen nach Kräften da, wo es notwendig ist, auf dem Lande gefördert werden. Aber der in dem Worte Dorfmission sich kund tuenden Auffassung und gar dem Institut eines Dorfmissionars bringe ich das größte Mißtrauen entgegen. Der deutsche Landpfarrer ist schon historisch und kulturgeschichtlich zu sehr mit dem Volkstum verbunden, als daß er von selbst eine Scheidung beantragen sollte und daß er für das Dorf etwa zu gut wäre.

Wohl gibt es eine Not der Landpfarrer. Aber es ist eine Not, die nicht zu Boden drückt, sondern die aus dem Reichtum der vor uns liegenden Arbeit entspringt. Wir sind daran, den Wert des Volkstums und den Wert der Sitte zu erkennen. Und doch soll andererseits unsere Individualität sich auswirken, und auch in unseren Gemeinden soll individuelles Leben wachsen. Aber welche Wege führen dahin, wie hat sich vor allem der Kern unserer Tätigkeit, die Dorfpredigt, zu diesen Fragen zu stellen? Wir Landpfarrer sind darum dankbar, daß die Behandlung der Nöte und Aufgaben des Landpfarramtes auf die Tagesordnung der Herbstversammlung der Freunde der Christlichen Welt gestellt worden ist, und noch mehr sind wir dankbar dafür, daß man den Berufensten unter uns, Borée, zur Bearbeitung dieser Fragen gewonnen hat. Je mehr wir uns mit unsern Gedanken darauf rüsten, um so gewinnbringender wird die Verhandlung für uns werden.

Vor allem wird die Gestaltung unserer Predigt im Mittelpunkt stehen müssen. In einem klaren, sehr belehrenden Vortrag*) sucht Professor D. Bauer darzutun, daß es eine Dorfpredigt im eigentlichen Sinne nicht geben könne. Das, was die moderne Dorfpredigt für sich verlange, nehme mit demselben Recht auch die Stadtpredigt in Anspruch, nämlich Konkretheit, Anschaulichkeit und Individualisierung: Bauer ist mißtrauisch gegen die Art, daß der Prediger seine Erlebnisse in die Predigt hineinflicht. Wenn er uns mahnt, daß wir mit dem, was wir erlebt haben, keusch und zurückhaltend sein möchten, so wollen wir diese Mahnung gerne hinnehmen, ebenso wenn er als gründlicher Kenner der Geschichte der Predigt uns auf die guten Alten, in diesem Stück auf Bitzius verweist. Aber Bauer macht sich vielleicht doch ein falsches Bild von der Dorfpredigt. Sein Urteil über sie ist zu sehr an der Predigtart des Dichters Frenssen orientiert. Gerade der Landpfarrer kann aus dem Typus der Predigt, wie sie Steinmeyer auffaßt, Versenkung in den Schrifttext und Herausarbeitung des diesem Texte eigentümlichen Schriftgedankens, wie sie auch Bauer in seinen Predigten**) vortrefflich gelungen ist, das meiste lernen. Denn der irrte sehr, der dem Bauer nur so eine Art poetischer Anregung geben wollte. Es ist schon mehrfach mit Recht darauf hingewiesen. Der Bauer verlangt schwere Kost. Er hat viel mehr Ruhe als der abgehetzte Großstädter. Und noch Eins: der Bauer — natürlich nur die ausgeprägten Naturen ländlicher Art meine ich — lebt in der Schrift. Es ist ihm „die Schrift". Die Gestalten des Alten und Neuen Testaments können ihm so anschaulich werden, daß sie ihn förmlich auf seinen Acker und in sein Handwerk begleiten. Er sieht den Propheten Elias in seiner Verzagtheit am Bache Krith, und dies auf das bäuerliche Leben voller Arbeit und Mühsal anwendend wagt er es auf einen Grabstein die Inschrift zu schreiben: „Es ist genug, so nimm, Herr, meine Seele. Ich bin nicht besser, als meine Väter waren."

Das ist ja nun gerade das Eigentümliche der Predigt in der Dorfgemeinde, die Schriftgedanken, besonders die Worte Jesu in den Gleichnisreden mit dem ländlichen Leben in Verbindung zu setzen. Hier ist ein intuitives Schauen am Platze. Das hat doch wohl Hesselbacher gemeint, wenn er sagt, der Dorfpfarrer müsse etwas vom Dichter an sich tragen. Dies intuitive Schauen haben die Propheten und der Herr Christus auch geübt. Wenn nun der Großstadtpfarrer, wie z. B. Walter Classen, ebenso real und ebenso intuitiv schauend auf dem Großstadtboden stehen will, so empfinden wir das nicht als einen Gegensatz, sondern sehen es als Bundesgenossenschaft an.

Gewiß, die Menschenseele, ihre Schuld und ihr Suchen, bleiben dieselben, und auch das Evangelium bleibt dasselbe. Aber wie Paulus den Juden ein Jude, den Griechen ein Grieche sein wollte, müssen auch wir versuchen, das Evangelium in die Wirklichkeiten des Lebens und in die Wirklichkeiten des uns umgebenden Kreises hineinzutragen. Bei Zuhörern und Verkündigern sollen die Worte: Glaube, Vergebung, Liebe und Gnade nichts künstlich Aufgeschraubtes und Angeredetes sein, sondern in ihrer Wirklichkeit und auch mit Worten und Gleichnissen ihrer Wirklichkeit ergriffen werden. Wie gewinnbringend solch ein Wirklichkeitsergreifen auch für andere Gebiete menschlichen Erlebens sein kann, wie sehr aus der stillen Stube des Landpfarrers sich

*) Dorf- und Stadtpredigt von D. Johannes Bauer. Berlin, Reuther und Reichard 1909. 17 S. 40 Pfg.

*) Predigten über Worte Jesu. Tübingen, Mohr 1903.

die Fäden hinaus spinnen können in die Menschenwelt hinaus, zeigen uns z. B. die religiösen Andachten von Erwin Gros: Auf der Dorfkanzel.*) In freier Anlehnung an Naumanns Art wollen sie wohl nicht ein Beleg dafür sein, wie der Dorfpfarrer predigt. Vieles in diesen Andachten steht außerhalb des Anschauungskreises des Bauers und paßt nicht für die Dorfkanzel, besonders da, wo die Kunst gestreift wird. Aber doch sind die meisten Andachten zum tiefen Nachdenken anregend. Einzelne z. B. die auf Ostern oder „Die beste Predigt" sind ganz vorzüglich. Sie sind ein Zeugnis dafür, wie ein moderner Mensch in der Stille des Dorfes alles das Rauschen der Zeit, das von ferne her an sein Ohr klingt, in sich aufnimmt und innerlich verarbeitet.

So wollen wir Dorfpfarrer nicht weltferne Menschen, nicht poetische Schwärmer werden, sondern wir wollen Wirklichkeitsmenschen sein. Sollte uns unser Beruf aus der Stille des Dorfes in das Brausen der Großstadt führen, so müssen wir auch da, ja dann erst recht unsern Mann stellen.

Johannes Fenner

Aus Ruskins innerem Leben

Nach Briefen von John Ruskin an Charles Eliot Norton**)

1

„Wie ich es ansehe, hat Ruskin viel zu viele seiner Briefe an die Oeffentlichkeit gebracht oder zugegeben, daß es geschehe — darunter solche, die meiner Ansicht nach niemals hätten gedruckt werden dürfen. Mußte doch in seinen späteren Lebensjahren sogar vieles von dem, was er für die Herausgabe schrieb, jeden Leser von Feingefühl mit Bedauern erfüllen, denn der Mangel an Selbstdisziplin und an schicklicher Zurückhaltung war ein Beweis geschwächter Urteilskraft."

Worte von ungewohnter Strenge. Und so ist denn auch der, der sie im Vorwort zu diesen Briefen ausspricht, Charles Eliot Norton, der ehemalige Professor der Kunstgeschichte an der Harvard Universität Cambridge-Boston, Ruskins lebenslanger Freund, nur „zögernd und zweifelnd", dem dringenden Wunsche Anderer folgend, an die Herausgabe gegangen. Nicht alles hat er hergegeben; in den mitgeteilten Briefen ist manches allzu Intime unterdrückt. Einmal am Werk aber, überzeugt sich der Sichtende, den die sehende und nicht die blinde Liebe schon in der Jugend (den neun Jahre Jüngeren) mit Ruskin verbunden hatte, daß hier „als Ganzes genommen, ein Charakterbild einzig in seiner Art vor ihm liegt. Ein bemerkenswertes Bild einer in jeder Hinsicht ungewöhnlichen Persönlichkeit." „Diese Briefe", sagt Norton, „geben tragischen Bericht von den Bedrängnissen einer großen Seele, von den Kümmernissen eines zärtlichen Herzens, dem verschwenderischen Verstreuen und schließlich dem Versagen ungewöhnlicher Kräfte. Soviel Genie — ein so hohes Ziel, so glühendes und doch oft irregeleitetes Streben, so großes und doch stückweises Vollbringen."

Wir haben es demnach mit reichem autobiographischem Material zu tun, wenn wir in Ruskins Sinne „Erlebtes" und „Gedachtes" verknüpfen. Nur daß das Gedachte, Gefühlte im Vordergrund steht, die Aufzählung äußerer Ereignisse ist kärglich. Die Briefe bedecken den langen Zeitraum von vierzig Jahren; sie beginnen da, wo die „Präterita" endigen, und sind gleichsam eine Fortsetzung dieser von Ruskin zum schmerzlichen Verluste der Weltliteratur so unzeitig abgebrochenen Selbstbiographie.

Geben diese Briefe auch Aufschluß über Ruskins religiöse Entwickelung? Die Frage ist zu bejahen, wenn wir von vornherein auf fest formulierte Bekenntnisse nach dieser Richtung hin verzichten. Nur an wenigen Stellen erörtert Ruskin im Zusammenhang Probleme solcher Art. Aber wie wir aus allen seinen Schriften — ästhetischen und sozialen — den unmittelbaren starken Eindruck haben, daß er im religiösen, im christlichen Element „lebt, webt und ist", so schwingt auch hier inmitten aller Plaudereien über Kunst und andere Fragen diese Saite. Mitunter ein Mißton, oft ein Angstruf. Aus den verstreuten Ausrufen, bitteren Bemerkungen spricht für den Hörenden einer, der den neuen Wein seiner Erkenntnisse nicht länger in die alten Schläuche gießen kann. „Jedes Ding", sagt Ruskin, „hat seinen eigenen Preis; Bereitschaft, ihn zu zahlen, ist eine von unseren vornehmsten Tugenden."

So bleibt denn allmählich Alles zurück! Vater, Mutter, Freunde rechts und links. Und auch der kleine „Liebling" aus Präterita, Rose La Touche, dies Kind vieler Schmerzen, in späteren Jahren seine teuerste Hoffnung. Er muß sie alle stehen lassen bei den Hüllen, die er abgestreift hat.

Für die behaglich Gleichgültigen draußen, die von ihm Aufgerüttelten ein unbefugter Störer, von der Liebe selbst töricht angelassen: „Das widerfahre dir nur nicht!" muß er sich erst, — frühe mühselig im Geist — aus stillen Arbeitsstuben heraus, aus interessanter Gesellschaft und kostbaren Gallerien in aller Welt die staubige Straße der Mühseligen suchen. Die Spuren solchen Losreißens trägt auch sein tröstlichstes Wort.

Allein geht er später durch die Dämmerhelle einer Art von Zwischenreich, das sich nach dem frühen Tode von Rose dem physisch und psychisch Zusammenbrechenden aufzutun scheint. Zuletzt stehen dem zum Betrachter der menschlichen Dinge Gewordenen in seinem entlegenen Dörfchen Coniston an einem weltweiten Horizont die Sterne seiner Kindheit.

Denmark Hill, 24. 10. 58

Lieber Norton,

endlich gehe ich wieder daran, Briefe zu schreiben. Ich war im Sommer fast krank und sehr kopfhängerisch. . . . Das lag wohl hauptsächlich an der Abspannung, die der sehr aufregenden Beschäftigung mit Turners Arbeiten folgte; vielleicht liegts auch daran, daß einem mit 39 Jahren ein Leben der Sensationen zu viel wird. Vielleicht wär's das Beste, ich nähme für ein paar Jahre die Mathematik auf oder ginge in meines Vaters Kontor und verkaufte Sherry. . . .

Ich bin dies Jahr gleich nach Schluß der Akademie in die Schweiz gegangen und . . . wurde zum ersten Mal im Leben der Berge überdrüssig. Ich ging dann — rate, wohin? Nach Turin, wo ich sechs Wochen lang des Morgens Paul Veronese studierte und abends das Theater besuchte! Und in besagten sechs Wochen habe ich allerlei herausgefunden, — mehr, als ich in einen Brief hineinschreiben kann. Die Hauptentdeckung war wohl die, daß man unzweifelhaft, um ein Maler ersten Ranges zu sein, nicht fromm sein darf — viel eher ein bischen schlimm und ganz und gar ein Mensch dieser Welt. Ich hatte schon ein paar Jahre dieser Ansicht zugeneigt, in Turin aber wurde sie mir zur unumstößlichen Gewißheit . . .

„Die Entdeckung in Turin, auf die Ruskin hier Bezug nimmt, hatte für ihn", sagt Norton, „das Gewicht einer tieferen Erfahrung, als seine Worte hier andeuten. Sie bildete die erste Phase eines entscheidenden Wechsels in seinen Ueberzeugungen in Sachen der Kunst wie der Religion." Fast dreißig Jahre später schreibt Ruskin darüber in Präterita:

Dort, in Turin, machte ich mich an einem Sonntag Morgen auf den Weg in die südliche Vorstadt, in eine kleine, an einer schattenlosen Landstraße gelegene Kapelle, die in ihre demütige Pforte jene wenigen Schafe des alten Waldenser Glaubens sammelte, die sich von ihren eigenen Triften unter dem Monte Viso in die verweltlichte Hauptstadt Piemonts verirrt hatten.

Die versammelte Gemeinde belief sich, alles in allem genommen, auf etwa 24 Seelen, darunter etwa 16 grauhaarige Frauen. Nachdem ihr ungelehrter Prediger, eine einsiedlerische, etwas verkümmerte Figur in einfachem schwarzem Rock sie mit mißtöniger Stimme durch die schleppenden Gebetsformen geleitet hatte, wie sie wohl die einzig mögliche Ausdrucksweise sind für Menschen, deren gegenwärtiges Leben inhaltslos ist und deren Zukunft auf Erden keinen Wechsel bringen kann, entwickelte er den größten Eifer in einem tröstlichen Diskurs über die Boshaftigkeit der ganzen Welt, insbesondere der Ebene von Piemont und der Stadt darin, sowie über die besondere Gunst bei Gott, deren sich die 19 bis 24 auserwählten Glieder seiner Gemeinde in den Straßen von Adama und Zeboim zu erfreuen hätten.

Persönlich weder wesentlich gehoben noch wesentlich beunruhigt durch diese Lehre ging ich in die verurteilte Stadt zurück und hinauf in die Gemäldesammlung, wo Paul Veroneses „Königin von Saba, die dem Salomo Geschenke bringt" im hellen Nachmittagslicht erglänzte. Die Fenster standen offen, und mit der warmen Luft drangen die anschwellenden und wieder verklingenden Töne der Militärmusik von dem Schloßhof in den Palast empor. Mir kamen sie frömmer vor in ihrer festen Schulung und künstlerischen Vollendung als

---

*) 5. Band: Reif werden für die Ewigkeit. Stuttgart, Kohlhammer 1909. 1,50 Mk. VIII und 134 S.

**) Letters of John Ruskin to Charles Eliot Norton. 2 volumes. Edited by C. E. Norton. Boston, Houghton, Mifflin & Co. 1904. 4 Doll. Autorisierte Uebersetzung von Anna Henschke ist in Vorbereitung.

alle evangelikalen Hymnen, die ich je gehört hatte. Und wie die herrlichen Farben und Töne mich allmählich gefangen nahmen, da schienen sie mir für allezeit den alten Lehrsatz des jüdischen Glaubens zu befestigen, daß Dinge, die man schön und recht tut, stets mit der Hilfe und im Geiste Gottes getan sind. Das stille Sinnen jener Stunde brachte freilich nur Gedankengänge zum Abschluß, die mich durch Jahre hindurch bis zu diesem Punkt geführt hatten. ...

An jenem Tage entledigte ich mich meines evangelikalen Glaubens, und fortan gehörte er für mich zu den abgetanen Dingen.

Neufchatel, 12. Juli 1860

... Es mag viel edler sein, nur auf den Fortschritt des menschlichen Geschlechtes zu hoffen und nicht auf den eigenen, nur auf dessen Unsterblichkeit, viel selbstloser, sich nur als ein Blatt am Baum zu betrachten und nicht als einen für sich bestehenden Geist, aber es ist sehr viel weniger erfreulich. Ich sage nicht, daß ich schon dabei angelangt bin, aber alle meine Arbeit bewegt sich nach dieser Richtung hin.

Holyhead, 16. August 61

... Das ist alles recht gut, aber die Entdeckung ist mir so fürchterlich, wie Gott zulassen konnte, daß alle, die ihn auf so mancherlei Art mit soviel Eifer gesucht haben, in Blindheit verfielen, Puritaner, Mönch, Brahmine, Kirchengläubiger, Türke, wie das alles nur Namen sind für verschiedene Arten des Wahnsinns und der Unwissenheit, wie am letzten Ende nichts sich durchsetzt als unablässige, weltlich-kluge Arbeit — ohne Hast — entschlossen — furchtlos — voll animalischen Lebens — gütig — mitleidvoll. Ich glaube, ich sehe jetzt vor mir, wie man leben sollte, aber mein eigenes Leben ist verloren, vorüber. ...

Denmark Hill, 19. 1. 62

... Augenblicklich scheint sich alles gegen mich zu verschwören. Ich bin eben erst dabei, meinen Gang durch die Rue St. Thomas de l'Enfer auf dem Wege zu „dem ewigen Nein" *) anzutreten. Mein Vater und meine Mutter sind — er wohl — sie geduldig unter viel Schmerzen, die jede Bewegung begleiten. Sie liest gute Bücher, und das macht sie glücklich und mich tieftraurig. Giebts denn nur auf solche Art ein Glücklichsein? Und sind, wenn man es recht ansieht, Lügen der einzige Trost des Alters? Und sind sie Kinder Gottes und nicht des Teufels?

Wühlen in der eigenen Brust, Menschheitsjammer, der ihn umringt. Umsonst verweist Norton ihn auf die hilfreiche Hingabe, die er jener großen Bruderschaft draußen schon erwiesen habe.

Kannst nicht bedienen ein verstört Gemüt,
Wurzelnden Gram ausreuten dem Gedächtnis.

Mornex, Haute Savoie, 28. 8. 62

... Zu Zeiten wünschte ich, ich könnte der Medusa ins Gesicht sehen. Du sagst: „Macht es dir nicht Freude, daß du den Leuten geholfen hast?" Nein, denn Alles scheint mir so gering, als ginge es eben ans Sterben mit mir ... und Verblendung und Elend in dieser Welt treten mir mit überwältigendem Grauen entgegen. ...

Mornex, 10. März 63

... Nun schön, ich will Dir folgen und Dir jeden Tag oder einen Tag um den anderen ein paar Zeilen schreiben. Das will ich gern tun, denn die Einsamkeit ist sehr groß ... und mit dem Frieden um mich her ist es so bestellt, als hätte ich meinen Kopf auf dem Schlachtfeld in bluttriefende Grasbüschel hineinvergraben. Denn wenn ich den Kopf nicht ganz tief bis auf den Erdboden herunterdrücke, so gellt mir der Schrei der Erde unaufhörlich in den Ohren. Torheit und Grausen der Menschheit richten sich täglich höher vor mir empor.

Wie tausendmal hat nicht der Ruskin der sozialen Frage — man schlage Unto this last, Fors Clarigera, welches Buch man wolle, auf — den Kopf tief in den Sand vergraben, damit er „die Stimme des Blutstroms nicht höre, der auch ihn wehrlos hinabreißen muß in seine dunklen Knäuel." Wie oft hat er gefragt, ob nicht „Sterben das Einzige sei, das zu tun übrig bleibt." Er hat den Kopf doch immer wieder heben und hat sehen müssen — das war seine priesterliche Mission.

Mit Härte schreibt er dem Freund:

Chamonix, 6. Oktober 63

... Ich hoffe, es geht Dir gut in Deinem wohlverzäunten Paradies — unterlaß Du nur jeden Versuch herauszukommen. Es gibt im Hades (obgleich die Straßen, die dahin führen, überfüllt sind) Raum übergenug, um sich zu ergehen, das kannst Du mir glauben.

20. November 67

... In all der Zeit habe ich mich immer aufs herzlichste auch über die verschiedenen Geschenke gefreut, Longfellows ausgezeichneten Dante und Deine eigene Vita Nuova ... Sie werden mich zu allzulange vernachlässigten Dante-Studien zurückführen, obgleich mir bei dieser Rückkehr zu ihm das furchtbare: „Wie scheint Dir in Wahrheit all dies? Und was glaubst Du davon? mit atemeinschnürender Befremdlichkeit gegenübertritt. Die Vita Nuova berührt sich mit vielem in meinem eigenen Denken. Wie aber, da Tod und Leben an solchen Dingen hängen, wenn es nun Morte Nuova wäre, tagein, tagaus? ...

Ich wollte, Du kämst wieder zu mir herüber. — Ich bedarf Deiner jetzt. Bisher habe ich nur meine Freude an Dir gehabt.

Den Spätsommer 1868 bringt Norton mit seiner Familie in der Nähe von London zu, aber dies Wiedersehen unterbricht kaum den Zug dieser melancholischen Briefe. Norton findet Ruskin sehr verändert. „Die bitteren Erfahrungen und Kümmernisse der letzten Jahre hatten schwer auf ihm gelastet. Er war geistig ruheloser und schwankender geworden ... Tief empfand er die Kluft, die sich zwischen ihm und Anderen auftat. Seine festesten Ueberzeugungen standen im Widerspruch zu den seine Zeit beherrschenden Ideen. Er stand allein da, ein Prophet, dem sein Volk kein Gehör geben wollte."

Ist er aber in seinen Büchern oft verletzend und selbstherrlich, fehlt diesem zornmütigen Blitzeschleuderer aus der Gefolgschaft Carlyles Bescheidenheit (oder deren weltkluger Schein), hier in diesen intimen Zwiegesprächen erfaßt uns ein Anderes. Er weiß sich Träger hoher Offenbarungen. Hören wir ihn im nächsten Brief mit dem Apostel rufen: Ich elender Mensch!

Anna Henschke

*) Carlyle, Sartor Resartus.

Ein überflüssig gewordenes Vorwort?

Zu der im Druck befindlichen Sonderausgabe unserer Nord-Schleswig-Artikel hatte ich folgendes Vorwort geschrieben. Da der Verfasser inzwischen mit seinem Namen hervortrat, ist es vielleicht überflüssig geworden. So mag es, indem ich mir weitere Entschliessung vorbehalte, jedenfalls hier stehen:

Hiermit legen wir einer politisch und ethisch interessierten Oeffentlichkeit den verbesserten Sonderdruck einer Artikelreihe vor, die unter demselben Titel im Juni und Juli d. J. in der Christlichen Welt erschienen ist. Ihr Inhalt hat viele Gemüter lebhaft bewegt und soll weiter seine Wirkung tun.

Den ersten Anlaß zu jenen Artikeln gab Herr D. Ammundsen, Professor der Kirchengeschichte in Kopenhagen. Er stellte in einem offnen Briefe den Herausgeber der Christlichen Welt wegen der nordschleswigschen Frage. „Wie kann das deutsche Volk, wie können die Christen in Deutschland schweigen zu dem Unrecht, das ohne Unterlaß durch Preußen den Dänen in Nord Schleswig geschieht?" Ich habe, so gut ich konnte, Rede gestanden; Herr D. Ammundsen hat seine Anklage aufrecht erhalten und neu begründet, ich habe ihm wieder geantwortet. Wer diesen Austausch kennen lernen will, der kann vom Verlag der Christlichen Welt in Marburg a. L., soweit der Vorrat reicht, die beiden einschlägigen Nummern (Nr. 7 und 19 d. J.) haben.

Die Not in Nord Schleswig liegt mir seit Jahren am Herzen. In dem Maße, als das dem Fernstehenden möglich ist, bin ich wohl vertraut damit. Aber gerade darum war ich keineswegs darauf aus, im jetzigen Augenblick eine Verhandlung über das schwierige Thema in der Christlichen Welt herbeizuführen. Nachdem nun ohne meinen Willen der Anstoß dazu von außen kam, habe ich nicht einen Moment gezögert auf die Sache einzugehn. Dabei ist es mir vergönnt gewesen, dem Manne die Zunge zu lösen, der durch die nachfolgenden Worte zu uns redet.

Man hat beanstandet, daß er seinen Namen vorenthielt. Das mußte vorläufig so sein. Wir mußten die Leute zwingen, sich ganz allein mit der Sache zu beschäftigen ohne Seitenblicke auf irgendwelche Person. Sofern aber starke Angriffe durch den Anonymus erfolgt sind, übernehme ich auch an diesem Orte persönlich und ausdrücklich die Verantwortung dafür. Nicht nur pro forma. Ich habe meine helle Freude an dem Verfasser. Zwar mag er dieses oder jenes falsch sehen und hier oder dort mit seinem Urteil irren: Temperament und Gesinnung sind echt. Und das ist doch die Hauptsache.

Man hat seinen Patriotismus angezweifelt. Ich nehme zu Ehren des Intellekts solcher Gegner an, daß sie die Artikel niemals in Ruhe gelesen haben. Auch die Männer vom „Deutschen Verein" werden die überall bloßliegenden Grundsätze

des Verfassers nicht beanstanden; sie sollen sich nur einmal bemühen, sie aus der Fülle von Anwendung sauber herauszulesen. Sofern aber Jemand schon als Mangel an Liebe zu deutschem Volk und Reich deuten wollte, daß der Verfasser die Schuld an der nordschleswigschen Not auf deutscher Seite härter kritisiert als die auf dänischer Seite: darin gerade ist sein Patriotismus mir besonders wertvoll. Es pulsiert in seiner Leidenschaft etwas von dem Zorn, den wir von den alttestamentlichen Propheten her in unsrem Gewissen kennen. Durch seine Ausführungen bricht immer wieder jene Liebe zu Volk und Vaterland durch, die in unsrer Religion wurzelt. Und darum gehörten seine Artikel recht eigentlich in die Christliche Welt.

Daß der Verfasser mit seiner Auffassung der Zustände in Nord-Schleswig nicht allein steht, dafür habe ich ergreifende Zeugnisse von besten Männern an Ort und Stelle. Auf ihr Drängen und mit ihrer opferwilligen Unterstützung erscheint dieser billige Sonderdruck der Artikel, der zur Hälfte ein Neudruck ist.

Südwärts vom Schauplatz der geschilderten Zustände wird man sich mit dem Verfasser und seinen Gesinnungsgenossen gerade in politisch nüchternen und ernsten Kreisen gerne durch folgenden Gedankengang abfinden. „Gewiß, die Situation in Nord-Schleswig ist zur Zeit völlig verfahren: größtenteils durch Schuld der schwankenden Regierung und des chauvinistischen Deutschen Vereins, — aber auch durch die gehässige landesverräterische Agitation der dänischen Presse und der dänischen Freikirchlichen. Nun, gerade weil alles so verfahren ist, hat jetzt nur die scharfe Tonart Aussicht, dort oben Klarheit und Ordnung zu schaffen.“ Wer ist diesem Gedankengang nicht schon begegnet? Er gehört zu dem eisernen Bestande unsrer praktischen Regierungspolitik, und findet auch sonst Anwendung genug. Ich unterdrücke die Beispiele, die sich mir aufdrängen. Und ich erkenne an, daß der Mann, der handeln muß, weil er regiert oder sonst Verantwortung trägt für den unmittelbaren Gang der Dinge, oft nicht anders kann, als solcher Maxime gehorchen. Aber ist denn damit der Fall erledigt? Gibt es keinen sonstigen Gesichtspunkt, der des Verweilens wert wäre? Ist der Moral der Politik Genüge geschehn, wenn sie mit scharfem Eingriff Ordnung schafft, weil Unordnung nicht sein darf? Gibt es denn nicht auch noch das tiefere Interesse, daß man nach den Gründen der vorhandnen Unordnung forscht, damit man nicht immer wieder die gleichen folgenschweren Fehler wiederhole, sondern nach erreichter äußerer Sanierung in langsamer Arbeit innere Genesung schaffe? Regieren heißt doch nicht nur Macht entfalten, sondern auch Einsicht beweisen, nicht nur gegenwärtige Uebel eindämmen, sondern auch eine bessere Zukunft, wie fern scheinbar ihre Möglichkeit liegen mag, treulich vorbereiten. Man redet heut außer im Kirchengebet wenig mehr von der Regententugend Weisheit. Wir sind so frei zu fordern, daß die Politik unsrer Verantwortlichen nicht nur stark, sondern auch weise sei.

Ich schließe mit einem Trutzwort für alle die, welche jede moralische oder religiöse Anwandlung auf politischem Gebiete grundsätzlich verwerfen: „Je transszendentaler der Patriotismus eines Menschen ist, desto praktischer wird seine Politik sein.“

Marburg, den 17. Juli 1909.

Martin Rade

Das Schreiben, in dem der Verfasser unsrer Nord-Schleswig-Artikel seinen Namen nannte, zu deutsch und dänisch erschienen in „Modersmaalet“ Nr. 180 vom 5. August, lautet ohne die sachlich belanglosen Anfangs- und Schlusssätze so:

Sie fragen, wie ich dazu komme, so zu schreiben? Nun, ich meine, meine sachliche und sittliche Berechtigung dazu erweist sich vor der Oeffentlichkeit am deutlichsten durch den Erfolg. Darum schrieb ich vorerst anonym. Nachdem sich nun dieser Erfolg über alles Erwarten bewährt hat, habe ich an der Tarnkappe selber kein Interesse mehr. Daß Sie mich alle für einen Geistlichen gehalten haben, ist nicht meine Schuld, sondern verursacht durch eine Verquickung von Umständen, die ein ungenaues Lesen gewiß irreleiten konnte. Ich habe geschrieben als Theologe, und das bin ich heute so intensiv als jemals; ich habe geschrieben als Glied eines Pfarrhauses: und das bin ich und habe mich dessen nie so sehr gefreut als in der nun beendeten Rekonvaleszenz von schwerer Krankheit. Schließlich habe ich geschrieben als kirchlich gesinnter Christ und habe als solcher ein brennendes Interesse daran, daß unsere gute lutherische Kirche nicht als eine Pastorenkirche gelte: als Glied der Gemeinde nehme ich ihre Interessen wahr.

Das tue ich auch Ihnen gegenüber. „Kristeligt Dagblad“ hat eine Antwort gegeben, die auch Sie abgedruckt haben, eine Antwort, die von der geistigen Freiheit eines Christenmenschen nur wenig Zeugnis gibt. Ich habe mich nirgend ausschließlich auf die „Innere Mission“ festgelegt, sodaß jener dänischgesinnte Laie mir mit Schrecken mir die Bruderhand verweigern müßte. Die Innere Mission bedeutet mir für unsere lutherische Kirche das, was in einem nicht parlamentarisch regierten Staate die staatsfreundlichste Partei bedeutet. Die Kirche, sowohl die allgemeine christliche als ihre besondere Verwirklichung in unserer Landeskirche, wird mir stets das Höhere bedeuten; aber das muß ich darnach umsomehr betonen, daß ich mich ihrer Heilsgüter am liebsten im Kreise der Inneren Mission erfreue. So ist mein Appell am Schluß gewiß auch an die Freunde der Inneren Mission, letztlich doch einfach an den christgesinnten Nordschleswiger gerichtet.

Was will ich mit diesem Appell? Sicher nicht die schmerzliche Zerklüftung unseres Volkes noch mehr verwirren durch den unmöglichen Gedanken einer Mittelpartei. Nationale Gegensätze lassen sich nicht vermitteln, aber sie lassen sich überbrücken. Dann muß man sich ihrer zunächst ganz klar und bewußt werden. So sehr das die Gegensätze zunächst vertiefen mag, so unumgänglich ist das. Aber gerade in diesem Bewußtwerden liegt auch das Heilmittel: wenn wir Christen sind! Denn nur so werden wir Willen und Ziele des Andern achten und seine Parteistellung als erlaubte würdigen. Mit solcher reinlichen Scheidung erleben wir es dann zugleich, daß trotz dieser tiefen Gegensätze uns ein Letztes, Höchstes vereinigt: unser Christenglaube. Dieser hindert uns, die Gegensätze zu gehässiger Feindschaft entarten zu lassen und zwingt uns, wo unsere Politiker das tun, ihnen das zu verwehren. Wir wollen die Gegensätze: ein ernstes Ringen nationaler Gegensätze bewahrt uns in Nordschleswig vor unwürdigen politischen Kämpfen aus Interessen- und Brotneid. Aber wir wollen sie nicht entarten lassen in einen „Kampf bis aufs Messer“, wir wollen Gegner und doch Freunde sein können, und mag uns selbst das höchste irdische Gut, das nationale, trennen, so wollen wir doch die Gemeinschaft des Altares und die Bruderschaft des Glaubens uns dadurch nicht versagen lassen. Wo aber bewußt darauf hingearbeitet wird, da wollen wir solchen Männern hindernd in die Arme fallen. Das habe ich für meinen Teil getan, und das bedeutet der Appell am Schluß an die Christen beider Parteien: Wehret dem Unrecht, jeder in seinem Lager!

Widerspruch erheben muß ich noch gegen ein Anderes. Ich habe im Gegensatz zu Polen, Tschechen und dergleichen Völkern die Skandinavier unter das Wort Germanen mit einbezogen. Es hat das Widerspruch gefunden, und oft begegnen wir der Meinung, als sei ein zerklüftender Gegensatz des Blutes in unserm Schleswig zu finden.

In meinem Sonderdruck gehe ich näher darauf ein; hier muß ich doch soviel sagen: Die Stammesdifferenzen, die überhaupt vorliegen, bedeuten keine Zerklüftung, sondern nur eine Mannigfaltigkeit unseres Volkes. Blutsbande nach Norden sind noch keine Blutsfeindschaft nach Süden. Das erweist sich ja auch einfach daraus, daß die Spaltung Schleswigs erst im neunzehnten Jahrhundert eingetreten ist: sie ist nicht eine Scheidung des Blutes, sondern hervorgerufen durch die Macht der nationalen Ideen. Die Romantik, deren erfolgreichster Schüler für Dänemark Grundtvig ist, hat in ganz Europa erst die nationale Idee in ihrer heutigen Bedeutung erweckt; so auch für Nordschleswig. Mir scheint, der dänische Politiker schädigt seine Arbeit keineswegs damit, daß er das anerkennt. Gewiß aber behaupte ich dazu, daß die nationale Idee eine Erscheinung dieser Welt ist und bleibt, und daß wir Christen unbeschadet ihrer ein höheres Vaterland kennen.

Pastorat zu Oesby, den 4. August 1909

Johannes Tiedje

Dass die Männer vom „Deutschen Verein“ mit jeder Waffe gegen unsre Artikel sich wehren, verdenken wir ihnen nicht. Wenn aber grosse Zeitungen wie Hamburger Nachrichten und Deutsche Zeitung usw. ihren Lesern in unkontrollierten Korrespondenzen oder Artikeln von reiner Scherenarbeit jene Aufsätze als „Schmutzartikel“ vorstellen und dergl., so ist das unerlaubt oberflächlich oder als bewusste Täuschung gewissenlos. Der vorbereitete Sonderdruck, je nachdem eine verschärfte und gemilderte Neubearbeitung des Gegenstandes, wird sich als eine der erenstesten politischen Schriften, die wir neuerdings in Deutschland haben, durchsetzen. Dem Verfasser liegt wahrhaftig an ganz andern Dingen, als an einer Beanstandung des „Deutschen Vereins“. Was diesen anlangt, so berichten wir gern, dass er heute rund 7000 Mitglieder hat, in 59 Ortsabteilungen, darunter 2444 Landleute, 1950 Gewerbetreibende, 1738 Beamte, 369 Privatleute, 452 Frauen. 5162 sind geborene Schleswiger. Der Vorstand besteht aus 5 Personen; das sind zur Zeit 3 gebürtige Nordschleswiger, 1 Mittelschleswiger und 1 Holsteiner. Die Mitteilung ist dankenswert, aber eine Berichtigung ist sie nicht und mit § 11 des Pressgesetzes hat sie nichts zu tun.

Nachdem der Verfasser bekannt ist, beschäftigen sich die Blätter überreichlich mit seiner Person. Diese herabzusetzen, davor sollte der Jedermann fühlbare Gehalt der Artikel selbst bewahren. Unsern Lesern brauche ich nicht zu versichern, dass ich eine solche Aufgabe einem durchs Examen gefallenen Studenten der Theologie nicht anvertraut haben würde. Der Mann unsers

Vertrauens ist noch jung, nicht jünger als damals wir Vier, die die Christliche Welt gründeten. Krankheit und schwere Lebenserfahrung sonst hat ihn über sein Alter hinaus gereift. Auch in mancherlei praktischer Arbeit ist er bewährt. Ich kenne ihn persönlich sehr gut und sage denen, die seinen inneren Wert anzutasten wagen: sie sollen die Hand davon lassen!*)

Endlich noch einmal: es stehen mir für die grundsätzliche Richtigkeit seiner Beobachtung und Beurteilung die wertvollsten Zeugnisse zur Seite. R

Verschiedenes

Der Entwicklungsgedanke und das Christentum. Von DDr. Karl Beth, ordentlichem Professor der Theologie in Wien. Berlin, Edwin Runge. 1909. 272 S. 3,75, gebunden 4,75 Mk.

Die moderne positive Theologie — man darf so sagen, weil sie ja selber als geschlossenes Ganzes aufzutreten liebt — unternimmt in diesem Buch eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der wichtigsten Position der gegenwärtigen Naturwissenschaft. Sie bewährt dabei ihren Charakter als „moderne" Theologie durch eine energische Bejahung des Entwicklungsgedankens überhaupt. Beth will gar nicht erst ängstlich fragen, ob Christentum und Entwicklungsgedanke überhaupt zusammen bestehen können; er formuliert das Problem anders — und besser: Welche Bedeutung hat der Entwicklungsgedanke für das Verständnis vom Wesen des Christentums und für den Vorstellungsgehalt des christlichen Glaubens? Sehr schön; denn die weithin geübte Verwerfung des Entwicklungsgedankens im Namen des Christentums hat dem letzteren, wie Beth ganz richtig feststellt, ungeheuer geschadet. Auch seinerseits bekämpft er zwar die gegenwärtig im populären Verständnis herrschende, antichristlich ausgeprägte Form des Gedankens, die mehr eine Entfaltung, denn eine Entwicklung gelten läßt, jedenfalls eine teleologische Fassung unmöglich machen will; aber er scheidet scharf zwischen dieser Spezialform und dem Entwicklungsgedanken. Diese Position führt das Buch in zwei Kapiteln, die Anwendung des Entwicklungsgedankens 1. auf die anorganische und 2. auf die organische Natur, insbesondere auch auf den Menschen, erörternd, in besonnener Abwägung durch. Nicht jeden der dargelegten Gedankengänge wird man als absolut richtig ansprechen, nicht jede Formulierung für ganz glücklich erklären dürfen; manchmal hat der Leser die Empfindung, als ob die Gründe der Gegner sehr wohl noch ernster hätten genommen werden können. Aber man freut sich von Herzen, daß hier eine Apologetik geübt wird, die getrost und unumwunden anerkennt, was anerkannt werden muß, und die nicht im Namen des Christentums Dinge behauptet, die nun einmal nicht behauptet werden können. Im Einzelnen begrüße ich z. B. die Sätze über die Nichtverbindlichkeit der israelitischen (also der biblischen) Schöpfungsgeschichte für den christlichen Glauben; nur wirkt es befremdend, daß Beth dann doch zu beweisen versucht, daß zwischen ihr und der modernen naturwissenschaftlichen Weltentstehungstheorie „ohne Not" ein Widerspruch konstatiert werde. Wenn er die christliche Auffassung des „Gott-Welt-Verhältnisses" sogar als „christlichen Monismus" bezeichnet, so beweist das einen erfreulichen Grad von Vorurteilslosigkeit; allerdings ist ein modern-positiver Theologe vor Mißdeutungen sicherer als andere. Für seine Untersuchungen verweist Beth auf manche literarische Anknüpfungen, (z. B. auch J. Kaftan, Reischle); warum er Otto, der doch diese Fragen noch viel eingehender bereits durchgearbeitet hat, mit keinem Wort erwähnt, ist schlechthin unverständlich. — Neben diese Auseinandersetzung mit der Naturwissenschaft tritt nun im zweiten Teil eine positive Anwendung des Entwicklungsgedankens auf die Dogmatik, besser: auf eine Anzahl wichtiger theologischer Fragen, als da sind Theodicee, Sünde, Urstand, Tod; Uroffenbarung und Offenbarungsgeschichte; Jesus Christus; das Unsterblichkeitsproblem. Dabei wird die altkirchliche Lehre vom Urstand und im Zusammenhang damit die vom Sündenfall als der alle Verhältnisse umstürzenden Katastrophe sehr scharf abgelehnt; gerade in der Unterschlagung des Entwicklungsgedankens liege ihr Fehler. Demselben Schicksal verfällt die Lehre vom leiblichen Tod als der Sünde Sold. Eine göttliche „Urbegabung und Uroffenbarung" wird anerkannt, aber nur so, daß die **Bedingungen** für eine Entwicklung gegeben sind, die im bestimmten Fall vor sich gehen konnte. Besonders interessant sind die Ausführungen über das Werden der Erlöserpersönlichkeit Jesu; auch dieses wird, wie mir scheinen will, konsequent, als Entwicklung begriffen; es ist für Beth „keine Frage, daß in Jesu persönlicher Heranbildung vom Kind zum Gottmenschen der gewöhnliche ontogenetische Entwicklungsgang eingehalten ist." Eben dies gehöre zum Prädikat der wahrhaftigen Menschheit, das immer in der Weise zu beschreiben sei, daß der Mensch ein Kind seiner Zeit und seiner Umgebung sei. Was nach der anderen Seite hin über Jesu einzigartige Offenbarerqualität gesagt wird, ist gleichfalls durchaus annehmbar. Das sage ich selbst von der versuchten Anlehnung an J. Dorners plerotische Theorie; Beth schaltet den spekulativen Zusammenhang derselben aus; oder er sieht wenigstens jetzt davon ab: das ist denn doch kein kleiner Unterschied! Daß in der Konsequenz seiner Christusauffassung ein Rückschluß auf jungfräuliche Geburt liege, bestreitet er, ohne zu dieser Sache selbst hier eingehend Stellung zu nehmen.

Mit diesen Mitteilungen mag es genug sein. Das Ganze ist, wie sie vielleicht gezeigt haben, beachtenswert durch die offene Anerkennung des — nur nicht häckelisch gefaßten — Entwicklungsgedankens und durch die freimütige Art, wie er in Abstoßung veralteter dogmatischer Sätze verwertet wird. Nur will die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf einzelne dogmatische Gebiete mir etwas äußerlich vorkommen; es sieht zu sehr danach aus, als müßten wir uns eine sonst fertige Dogmatik, die eben im Wesentlichen altkirchliche Züge trägt, vom Entwicklungsgedanken korrigieren lassen. Das kann recht nützlich sein, und es fällt mir nicht ein, die Nützlichkeit dieses Verfahrens im gegenwärtigen Fall zu bestreiten. Aber diese Nützlichkeit besteht mehr für die Anhänger bestimmter Traditionen als für eine grundsätzlich aus der Tiefe heraus neu schaffende Dogmatik. Ihr muß die Anerkennung des Entwicklungsgedankens so in Fleisch und Blut übergegangen sein, und die innere Auseinandersetzung mit demselben muß sich ihr so im Innersten vollzogen haben, daß ein äußeres Konfrontieren einzelner Sätze mit jenem nicht erst not tut. Aber das ändert das Gesamturteil nicht: Beths Buch kann ganz wesentlich dazu helfen, der notwendigen „Modernität" der Theologie in Kreisen, die sich ihr spröde verschließen, Bahn zu brechen. Außerdem bietet es viele beachtenswerte Einzelausführungen. Und endlich: es ist in einer Art geschrieben, auch in der Auseinandersetzung mit anderen Theologen, die freundlich berührt und eine fördernde weitere Auseinandersetzung ermöglicht. Schian

*) Für die Person des Verfassers ist inzwischen Baumgarten in Nr. 25412 der Kieler Zeitung vom 20. August energisch eingetreten.

Die türkische Regierung über Adana. Unser Freund und Mitarbeiter Pfarrer Stier, der sich zur Zeit in Konstantinopel aufhält, schickt uns die erfreuliche Nachricht, daß die völlige Rechtfertigung der Armenier angesichts der blutigen Vorgänge in Adana durch die türkische Regierung erfolgt ist. Der Ministerrat hat folgende von den Ministern für Finanz, Justiz und Unterricht aufgesetzte Erklärung angenommen und den Wilajets zur öffentlichen Kundmachung zugehen lassen:

„Zur Zeit des Absolutismus haben einige armenische Parteien revolutionäre Versuche, die auf die Unabhängigkeit ihres Volkes gerichtet waren, unternommen. Was für Mittel sie auch hierbei in Anwendung brachten, sie dürfen keiner Kritik unterliegen, da es sich für sie um Befreiung ihres Volkes von den unerträglichen Bedrückungen einer tyrannischen Regierung handelte. Dagegen haben die Armenier in der letzten Zeit des Absolutismus an dem Kampfe für die politische Freiheit der Türkei in jeder Weise tatkräftig teilgenommen und ihre enge Verbindung mit dem türkischen Vaterland dargetan. Nach der Wiederherstellung der Verfassung haben unsere armenischen Landsleute die Verfolgung aller politischen Zwecke aufgegeben und zugegeben, daß das Heil und Gedeihen ihrer Nationalität nur in der Ergebenheit und Treue dem konstitutionellen türkischen Staate gegenüber zu finden sei. In dieser Erkenntnis haben sie ihre Bestrebung auf das Wohl des Staatsganzen gerichtet. Darum kann es als zweifellos angesehen werden, daß die falsche Ansicht, die sich bei Personen gebildet hat, die mit den Tatsachen nicht vertraut waren, von staatsgefährlichen politischen Plänen der Armenier vollständig grundlos ist.

„Was nun die Ursache zu den furchtbaren Vorgängen in Adana betrifft, so beweisen einmal die Ergebnisse der Untersuchungskommission und sodann der Gang, den die Ereignisse genommen haben, daß die unter der Herrschaft der Freiheit und der Konstitution erhobenen Klagen der Armenier über gewisse Mißbräuche, die noch aus der Zeit des auf Zerstörung der Brüderlichkeit der Rassen hinarbeitenden Absolutismus stammten, von unwissenden Leuten falsch ausgelegt wurden. Sodann erzeugte der Umstand, daß die bisherigen geheimen Gesellschaften der Taschnaksution und Hintschakian in die Oeffentlichkeit traten, gewisse grundlose und rein phantastische Meinungen, die zu allerlei Gerede unter der Bevölkerung Veranlassung gaben. Diese aufregenden Gerüchte fanden ihren Rückschlag in der spanischen Furcht, die sich der armenischen Gemeinde bemächtigte, so daß auf beiden Seiten Mißtrauen entstand und Mißverständnisse bezüglich der gegenseitigen Absichten auftauchen konnten.

„Es wäre nun die erste Pflicht der Lokalregierung gewesen, die Quelle dieser Mißverständnisse zu entdecken, durch die Annäherung der verschiedenen Bevölkerungselemente aneinander das gegenseitige Mißtrauen zu beseitigen und sich um ein einträchtiges Zusammenleben der Parteien zu bemühen. Das Stillschweigen jedoch, das die höchsten Verwaltungsbeamten aus bedauerlicher Schwäche beobachteten, führte zu falscher Auffassung von Seiten der einen Partei und zur Vertiefung des Mißtrauens. Bei der anderen Partei erhöhte es die Dreistigkeit gegenüber der Regierungsautorität. Da nun gleich von Anfang der Unruhen an die Organe, die dazu berufen waren, in nichts weniger als aufopfernder Weise ihre Pflicht taten, so konnte es geschehen, daß die Wirren einen immer größeren Umfang annahmen. Es ist festgestellt worden, daß die Unruhen nicht etwa deshalb ausgebrochen sind, weil es die Armenier an der nötigen opferfreudigen Treue gegenüber dem türkischen Staate fehlen ließen.

„Es ist natürlich, daß die wahren Urheber der bedauerlichen Ereignisse ebenso zur Rechenschaft gezogen werden wie diejenigen, die aus Trägheit und Nachlässigkeit gefehlt haben.

„Zur Beseitigung solcher irrtümlicher und unbegründeter Vorstellungen, die in gewissen Kreisen leider angetroffen werden und deren Weiterbestehen dem so notwendigen, auf der Gemeinschaft von Interessen und Zielen begründeten brüderlichen Einvernehmen zwischen

den Bevölkerungselementen erheblichen Eintrag tut, muß der Bevölkerung an das Herz gelegt werden, einer patriotischen Eintracht sich zu befleißigen. Nur so kann für das Heil aller osmanischen Untertanen ohne Unterschied gesorgt und die Mittel zur Knüpfung immer engerer Bande zwischen ihnen gefunden werden, wie das der Geist der Verfassung verlangt."

Die Zeiten ändern sich. Und wie unsicher die Zustände in der Türkei noch sein mögen, so kann man nur wünschen, daß recht vieles von dem Neuen, das die letzte Umwälzung gebracht hat, beständig bleibt.

Der Vorstand der Deutschen Orient-Mission (Lepsius; Bureau Potsdam, Gr. Weinmeisterstraße 50) teilt unter Anderm Folgendes mit: Der Berichterstatter der Frankfurter Zeitung berechnet die Verluste der letzten Massakres auf 21 000 armenische, 1000 muhammedanische Tote. Der Schatzmeister des American Board in Konstantinopel berechnet auf Grund der Mitteilungen amerikanischer Missionare aus dem Massakre-Gebiet die Zahl der unversorgten Waisenkinder auf drei bis vier Tausend. Unser Waisenhaus in Urfa hat noch Raum genug, um weitere 50 bis 100 Waisenkinder aufzunehmen. Wer in der Lage und willens ist, für ein Waisenkind zu sorgen, den bitten wir, uns den Auftrag dazu zu erteilen. Das Pflegegeld beträgt pro Jahr Mk. 150. Die (einmaligen) Aufnahmekosten für Ueberführung, Bett und Einkleidung Mk. 50. R

Kleine Mitteilungen. Religiöse Gewißheit ist der Vortrag, den Pfarrer Jaeger vor den Freunden der Christlichen Welt in Heilbronn am 4. Juni gehalten hat. Daß er in zwei Teile zerrissen wurde, ist uns sehr leid; aber die Leser werden es sich nicht verdrießen lassen, ihn noch einmal im Zusammenhang zu lesen.

Erst jetzt werden wir aufmerksam auf einen fatalen Druckfehler in Nr. 29 Sp. 688. Die Karte der Vereinigten Staaten, die deren „Trockenlegung" veranschaulicht, zeigt die Bewegung bis 1909, nicht 1907. Richtig sagt dies auch das Inhaltsverzeichnis.

Das gewaltigste Schauspiel, das wir soeben erleben, ist der Massenstreik in Schweden. Hoffentlich sind unsre Leser durch ihre Zeitungen zuverlässig und eingehend darüber unterrichtet. Hier nur ein Zug aus dem Bilde. Der Spezialkorrespondent der Frankfurter Zeitung, indem er das bewunderswert ruhige Verhalten der Streikenden schildert, sieht sich dabei zu dem Ausruf veranlaßt: „Gesegnet sei auch das Verbot des Spirituosenverkaufs!" R

Verantwortlicher Herausgeber: Prof. D. Rade in Maburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt.) Freitag 3. September abends 8 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Das Apostolische Glaubensbekenntnis.

Halle a. S. Mittwoch 15. September 3 Uhr im Evangelischen Vereinshause (Kronprinz): Wie muß vom evangelischen Standpunkt aus die Konfirmation gestaltet werden?

Versammlungskalender

24.—27. September Evangelischer Bund Mannheim
21.—23. „ Deutscher Protestantentag Bremen
27.—30. „ Gustav Adolf Verein Bielefeld
28.—30. „ Freunde der Christlichen Welt Eisenach
4.— 7. Oktober Kongreß für Innere Mission Stuttgart
5.— 8. „ Theologischer Ferienkursus Malente-Gremsmühlen (Holstein)
11. 12. „ Deutscher Evangelischer Kirchengesangverein Dessau

Chronik der Christlichen Welt

Nr. 33. Die römische Kirche in Deutschland: 1. Der Gewerkschaftsstreit; 2. Vom Volksverein für das katholische Deutschland — Das 500jährige Jubiläum der Universität Leipzig — Verschiedenes

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 34. Die Bedeutung Calvins. 1. Der Reformator. — Eine eigenartige gerichtliche Entscheidung über die Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche — Boehmers Verständigungswerk — Aus Preußen: Die kommende Generalsynode — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Baden; Aus Württemberg; Die „Geschichte der reformierten Kirche Bremens" — Mancherlei

Theodor Treu
Pastor
Gertrud Treu
geb. **Mosius**
Vermählte!
Glogau, 20. August 1909

Munteres Mädel!
Anna-Elisabeth
solls heißen.
Giersdorf, Kreis Löwenberg (Schlesien), 14. August
Pastor Lic. O. Reichert
Elisabeth geb. Woehn

Pastor Hans Vogel und Frau Marianne geb. Glitsch zeigen hocherfreut die Geburt eines
Sohnes
an.
Hubertusburg Sa., K. Landesanstalt, 17. August 1909

Durch Gottes Güte wurde uns heute ein Sohn:
Eckhard Jakob Vollprecht
geschenkt.
Binsförth, den 19. August bei Altmorschen.
Pfarrer **Johannes Fenner**
u. Frau **Amalie**, geb. v. Verschuer

Man verlange
Probenummern
vom Verlag der Christlichen Welt.

Suche zum 1. Oktober für ein einjähriges Kind eine saubere durchaus zuverlässige kinderliebe **Helferin** oder einfaches **Kinderfräulein**, welche die Kinderwäsche besorgt und etwas schneidern kann. Zeugnisabschriften und Gehaltsansprüche sind einzusenden an
Frau Helene Handt, Rittergut **Oberfarnstedt** b. Querfurt, Prov. Sachsen.

Alkoholentwöhnung
zwanglos. Rittergut Nimbsch
b. Sagan, Schlesien. Arzt. Prsp. fr.

Das religiöse Wunder und Anderes. 3 Vorträge von **Martin Rade.** 1,50 M. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen.

Bütten! **Verlobungsbriefe** u. dgl. auf echten Büttenpapieren oder besten schweren mattlatinierten Stoffen werden schnell, billig und stilgerecht in Empire- oder altdeutschen Schriften angefertigt. 100 Verlobungsbriefe im Format 22×35 cm in ff. matt Elfenbein mit Umschlägen 11,25 M., 200 17,75 M., 300 24 M. postfrei gegen Kasse.
Druckerei Bauer, Marburg a. L.

Berlin, im August 1909.

Aufruf

Die evangelische Landeskirche befindet sich in einer bedenklichen Lage. Darüber sind sich Orthodoxe und Liberale einig.

Die Kirche hat eine geringe Anziehungskraft; zahlreiche Austritte zeugen davon, mehr aber noch die in allen Kreisen weitverbreitete Gleichgültigkeit gegen die Kirche und gegen kirchliches Leben. Und doch ist man sich auch darüber einig, daß in unserem Volke ein steigendes Bedürfnis religiöser Vertiefung und religiöser Gemeinschaft vorhanden ist. Wie kommt das?

Die evangelische Kirche steht abseits vom heutigen Leben der Gesamtheit. Sie hält fest an der ausschließlichen Geltung von veralteten Dogmen und Einrichtungen; sie ist trotz einzelner neuzeitlicher Einrichtungen die alte Pastorenkirche unter bürokratischem Konsistorialregiment geblieben, welche wenig Interesse erweckt.

Eine Aenderung ist nur möglich, wenn tüchtige Männer aus allen Kreisen der Bevölkerung sich um die Kirche kümmern, ihre Rechte auf eine Mitwirkung an der Gemeindeverwaltung und an den Synoden geltend machen. Diejenigen, welche mit den gegenwärtigen Zuständen in der Kirche unzufrieden sind, handeln unrecht, wenn sie nicht die ihnen zustehenden Mittel zur Herbeiführung einer Aenderung benutzen.

Die Gelegenheit dazu ist jetzt geboten. Die Wahlen zu den Gemeindekörperschaften finden in diesem Herbste statt. Es ist dringend notwendig, daß alle, welche ein Interesse für die Kirche haben, sich an diesen Wahlen beteiligen. Zur Wahl ist **jeder** Angehörige der Kirche in seiner Gemeinde berechtigt, wenn er sich rechtzeitig (in Berlin bis 7. Oktober, an den anderen Orten bis Ende August) zur Wählerliste angemeldet hat.

Der Deutsche Protestantenverein richtet an alle Berechtigten, insbesondere aber an die Liberalen, die dringende Bitte, sich an den bevorstehenden Kirchenwahlen rege zu beteiligen.

Etwaige darauf bezügliche Anfragen, sonstige Mitteilungen, Anmeldungen zum Eintritt in den Verein sind an das Büro des Vereins (W. 35, Steglitzerstraße 68, II) zu richten.

Der Vorstand des Deutschen Protestanten-Vereins

Gesucht nach **Verden** (Aller) für einen normal veranlagten, gut erzogenen dreizehnjährigen Obertertianer eines Realgymnasiums ein

Hauslehrer

mit allerbesten Zeugnissen und Empfehlungen, der vor allem in neueren Sprachen und Mathematik entsprechendes leistet und dem Knaben auch ein Gefährte in körperlichen Uebungen ist.

An Gehalt wird einer wirklich tüchtigen Kraft 2400 Mk. für das Jahr neben freier Station gewährt. Auf Wunsch Kost und Wohnung außerhalb des Hauses bei entsprechend höherem Gehalt.

Anfragen und Angebote sind zu richten an Universitätsprofessor **Wedemeyer** in **Kiel** (Adolfstraße 52) oder direkt an Rentner **Franz Bornemann** in **Verden** (Aller).

Junger Geistlicher sucht für seine Schwester, Lehrerstochter, **gebildetes Fräulein**, 27 Jahre alt, erfahren in Küche, Krankenpflege und selbständiger Führung des Haushaltes, kinderliebend, bis 1. Oktober oder später eine Stellung als **Stütze der Hausfrau**, am liebsten in einer Pfarrfamilie, oder als **Gesellschafterin** zu einzelner Dame. — Angebote unter **V H** an den Verlag.

Wir wünschen, um unsern Haushalt lebhafter zu gestalten, Engländer oder Engländerin, welche Deutsch treiben wollen, in **Pension** zu nehmen. Bergstadt nahe Badeort. Anfragen unter W V an den Verlag.

Verlag von Eugen Strien in Halle (Saale)

Evangelische Gemeindeabende

Herausgegeben von

J. H. Müller und **G. Seibt**
Pastoren an St. Salvator zu Breslau

Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage

Brosch. 3,20 *M*; geb. 4,— *M*

Stellung

mit hohem Einkommen erhalten junge Leute jeden Standes durch Berufswechsel. Kurze Vorbildung gegen mäßiges Honorar. Viele Dankschreiben. Prospekte versendet die **Allg. Deutsche Kellnerschule in Magdeburg.**

Konzert-Pianino

in modernem Gehäuse, fast neu, wird mit Garantieschein billig abgegeben.

Anfragen wolle man unter **W. 40** bei der Exped. hinterlegen.

Venedig Christl. Hospiz Campo S. Angelo Pension 5—6 Lire.

Morgenandachten dargeboten von den Freunden der Christlichen Welt. Tübingen, J. C. B. Mohr. Broschiert 5 Mk., gebunden 6,50 Mk., in Leder gebunden 10 Mk.

Erholungsheim Anker

im Ostseebade **Henkenhagen** bei Kolberg

Freies Seebad. Großes Luft- und Sonnenbad im Walde

Spezialität:
Wärmekultur nach Dr. med. Winsch, Badearzt in Henkenhagen

Siehe die Schrift von Dr. Winsch: „Ueber Wärmekultur, ein Fortschritt der Lebens- und Heilkunst und ein Beitrag zur höheren Entwicklung des Menschen". 2. Auflage. 55 Pfg.

Prospekte gratis durch die Besitzerin **Frau Josefa Grube.**

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet. Prospekte gratis.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an

Höchster Rabatt. Kleine Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog Mk. 6 gratis. Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle.** Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Naumann

Form und Farbe

3 Mark

Aus über 100 lobenden Preßstimmen: Wundervolle Dinge bekommen wir da zu hören. Prof. Dr. P. J. Rée im Fränk. Courier — Gebete in künstlerischer Andacht. Der Volkserzieher — Die Aufsätze gehören zum Feinsinnigsten und Geistvollsten, was ich je über Schaffen und Schöpfungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst gelesen habe. Victoria Blüthgen — Als Führer zur Kunst besitzt Naumann eine unvergleichliche Meisterschaft. Kind und Kunst Berlin.

Das Werk ist auch fein gebunden für 4 Mark und als Luxusausgabe in Leder für 6 Mark in allen guten Buchhandlungen zu haben.

Buchverlag der „Hilfe" Schöneberg

Der Rheinisch-Westfälische Diakonieverein

für die evangelisch kirchliche und soziale Wohlfahrtspflege

bildet ernstgesinnte, evangelische Mädchen und alleinstehende Frauen mit höherer Allgemeinbildung im Alter von 20—30 Jahren unentgeltlich zur selbständigen Stellung als Diakonieschwester in der Gemeinde- und Wohlfahrtspflege aus. Während der Ausbildung bei guter Führung monatliches Taschengeld. Aufnahme 1. Oktober und 1. April.

Anfragen mit Rückporto zu richten an den Vorsitzenden des Vereins, Pfarrer **Heim** in **Lennep** (Rheinpreußen).

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 322 344 000 M. Vermögensbestand 140 578 160 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1908: 3 682 465 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

D. R. P. und Auslandspatente. Höchste Auszeichnungen auf allen beschickten Ausstellungen.

Keine unvergohrenen süßen Traubensäfte

sondern

vergohrene Traubenweine ohne Alkohol mit dem natürlichen Bouquet und Weingeschmack.

Alleiniger Hersteller:

Carl Jung

Weingutsbesitzer
in **Lorch** (Rheingau)

älteste u. größte Kellerei vergohrener alkoholfreier Weine.

Zweigniederlassungen:
Schweiz: St. Margrethen
Oesterreich: Bregenz

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg